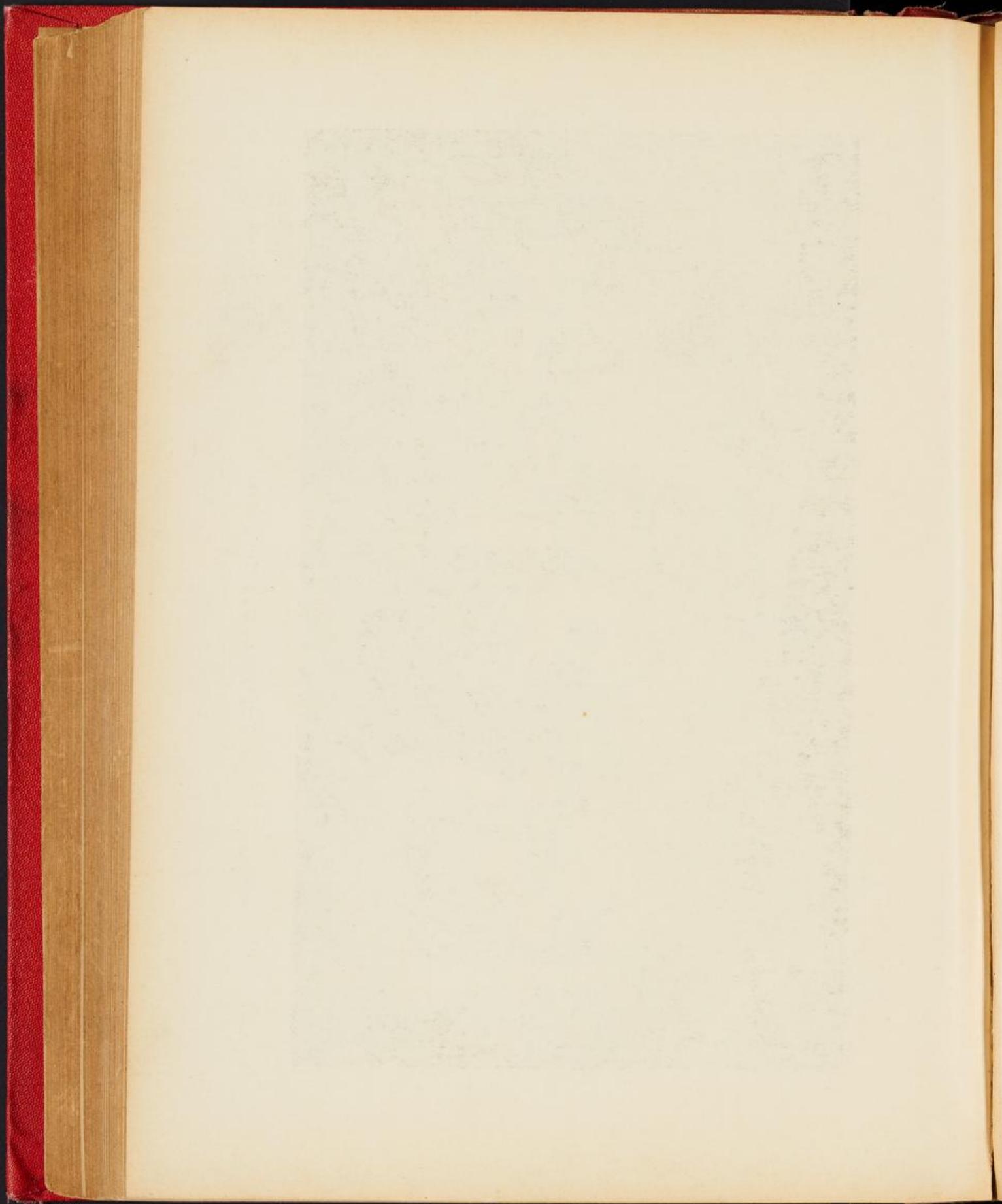


Amphitheater. Von Alois Gabl.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

LITHOGR. V. RÖHMER U. JENCKE, BERLIN.





Ihr Geheimniß.

Novelle von C. Boeller-Tionheart.

Motto: „Ei ichau ich in Dein bleiches Angeficht
 und quäle mich mit nimmermüden Fragen.
 Was ohne Worte Deine Lippe spricht,
 Was Deine ernstn Geisteraugen sagen.“
 (F. Döwe.)

I.

„Und ich soll ernstlich die ganze Zeit von Dir fortbleiben, Mütterchen? Ich glaub', Du hältst es gar nicht aus.“

Der schlanke Mann beugte sich über die noch immer schöne Frau und sah ihr zärtlich forschend in die sanften Augen.

„Du sollst auch mal allein an Dich denken, Georg. Noth thut Dir die Erholung. Du bist vollkommen überarbeitet und hier kommst Du doch nie zur Ruhe. Es ist hohe Zeit für Deine Nerven, daß Du mal vollständig aus dem Berufskreis herausgerissen wirst; und ich bin Lady Emmily zu ganz besonderem Dank verpflichtet,“ hierbei streckte sie der jungen hochschlanken Dame neben sich verbindlich die Hand zu, „weil sie die indirecte Ursache geworden, daß Du endlich einmal zum Entschluß kamst. Denken Sie, Mylady, seit einem ganzen Jahre heißt es alle paar Tage: nächste Woche reise ich auf alle Fälle. Nächste Woche kam aber gerade eine ganz besonders wichtige Consultation, oder der Herr Professor waren gerade in seinen neuesten Forschungen an einem Punkt angelangt, bei dem man sich um keinen Preis unterbrechen durfte. Ohne den dringenden Brief Ihres Herrn Gemahls, der im Namen der Jugendfreundschaft an seine Begleitung für Sie appellirte, wäre

II. 2.

mein lieber Herr Sohn nie zum Entschluß gekommen und hätte sich von Arbeiten aller Art derartig einspinnen lassen, daß er dabei vergessen hätte, daß es auch Pflichten der Selbsterhaltung giebt. Nun bitte ich Sie nur, Lady Emmily, halten Sie ihn fest, lassen Sie ihn nicht zu schnell wieder ausrücken, damit er seelisch und körperlich getränkt in seine anstrengende Berufsthätigkeit zurückkehrt. Italien wird ihn hoffentlich so sehr fesseln, daß er an kein Entrinnen denkt. Mein Gott, da läuft der Zug schon ein! Habt Ihr auch alle Sachen? Wo ist Ihr Diener und Ihre Kammerfrau? Ach, — da hätten wir ja Alles beisammen. Wickelt Euch nur tüchtig in Decken ein, über Nacht wird's kühl werden. O je, wie voll alle Coupés sind!“

Die kleine bewegliche Dame lief suchend längs des ganzen Zuges hin, der eben in den Berliner Centralbahnhof einlief. Die Arme lebhaft bewegend, die mit allem möglichen Nöthigen und Unnöthigen beladen waren, rief sie ihre Begleiter schließlich an ein Coupé erster Klasse hin.

„Es ist wenigstens nur ein Passagier darin, und der scheint obendrein zu schlafen,“ flüsterte sie und warf die Taschen, Decken, Körbe schnell auf die leeren Plätze. Dann folgte der Abschied, eine endlos lange Umarmung mit Thränen und Küffen, der der ungeduldige Schaffner mit knappem: „Einsteigen!“ schließlich ein Ende machte.

Lady Emmily hatte schon Platz genommen und grüßte mit grazioſer Hand und freundlichem Kopfnicken zum Fenster hinaus, als jezt die Thür hinter Professor Georg Lenz zuſchnappte.

Der Zug ſetzte ſich langſam in Bewegung, auf dem Perron ſchwenkten die Zurückbleibenden die Taſchentücher den flatternden weißen Abſchiedsgrüßen aus den Coupéfenſtern zu. Langſam dampfte der Zug zur Bahnhofshalle hinaus, über Brücken hin, unter denen die belebten erleuchteten Straßen phantaſtiſch eine Secunde aufblitzten, um Alles ſoſort wieder in grauen Dampf, in qualmende Nacht verſinken zu laſſen, bis blikgartig, wie Höllefeuer, ſchreckenerregende Flamme helle ſeitwärts wieder aufzuckt, um deſto tieferem Dunkel zu weichen, als ſie nun die Stadt hinter ſich hatten.

Um die Deckenlampe waren die Seidenschirme faſt ganz zuſammengezogen. Im Coupé Dämmerung.

„Ich vermuthe, Sie mögen noch nicht ſchlafen, Lady Emmily?“ fragte der Professor höflich, als ſie das Weichbild der Stadt hinter ſich gelaffen und er alle Reiſeeffecten in die Reſe gepackt.

„Es iſt eine egyptiſche Finſterniß hier,“ ſchmolte Lady Emmily verzogen. „Wer kann um 11 Uhr ſchon an Schlaf denken? Um der Liebe Chriſti halber, machen Sie vor allen Dingen Licht, man ſieht ja Einer den Andern nicht und graut ſich in dieſer Dämmerung vor ſeinem eigenen Schatten.“

„Sie geſtatten?“ redete Professor Lenz, die Hand am Lampenſchirme das bewegungsloſe ſchwarze Etwas in der gegenseitigen Wagenecke an.

Ihm war, als beuge ſich die Silhouette aus dem Schatten der Wand eine Secunde in das Halblight vor. War das eine Zuſtimmung? Auf die Gefahr des Mißverständniſſes hin mußte er es wagen, denn Lady Emmily's Füßchen ſtampfte ſchon ungeduldig den Boden. Lady Emmily Daughton war an Warten oder Nichtbeachtung ihrer Wünſche biſlang nicht gewöhnt, das lag in ihrem ganzen herrlichen Weſen.

Die beiden Schirmſeiten fielen zurück. Weiches Licht überfluthete das ganze Coupé. Professor Lenz' Blicke flogen, während er ſich in die Polſter ſinken ließ, unwillkürlich in die jenseitige Ecke zu dem ſeltſam ſchweigſamen Reiſegefährtten.

Beinahe hätte er einen Laut der Verwunderung ausgeſtoßen, den nur die Wohlerzogenheit zurückhielt. Der Reiſegefährtte war — eine Reiſegefährtin — eine Dame, unbeſtritten im wahren Sinne des Wortes, die überdies nicht ſchlieſ, ſondern die großen grübelnden Augen weit offen, mit eigenthümlich ausdrucksloſem Starren ins Leere gerichtet hatte. Die Augen zuckten und blinkelten nicht einmal, unter den, wie vom vielen Weinen gerötheten Lidern, als das Licht ſie ſo plötzlich traf. In ſich gekehrt, ver-

ſchleiert, mit einem eigen weltfremden Blick, darin verharren ſie ſelbſt bei dem concentrirten Anſchauen des Gegenübers, deſſen Doctor-Interreſſe lebhaft für die abſonderliche Erſcheinung geweckt wurde.

War dieſe geiſterhafte Todtenbläſſe die der Krankheit oder das Reſultat eines ununterbrochenen Aufenthaltes in luftloſen Räumen? Waren es Leiden des Körpers oder der Seele, die die unverkennbare Signatur des Schmerzes dieſen feingehackten Zügen eingegraben?

Eine erſtaunliche Nichtbeachtung der Tagesmode lag in der Art und Weiſe, wie ſie ihr volles dunkles Haar geordnet trug, von dem ſie den Hut ſchon vorher genommen haben mußte, da er im Netz lag und ſie, ſeit man das Coupé betreten, ja regungsloſ in ihrer Ecke geruht hatte. Weber Stirnlöcherchen, noch abgeſchnittene Haarwellen verminderten die Höhe und Breite einer intelligent ausgewölbten Stirn. Im erſten Augenblicke berührte das Ungewohnte der freien Schläfen das Auge faſt unangenehm. Es nahm dem edelgeſchnittenen Statuenkopf die weiche Jugendlichkeit, die Lady Emmily ſo reizend machte, es gab ihm einen faſt männlich herben, prevalirend geiſtigen Ausdruck. Im nächſten Augenblick freute man ſich jedoch, wie nichts Gemachtes den reinen Schnitt beeinträchtigte, wie klar und frei das ſchöne Geſicht in ſeiner, von blauen Adern durchzogenen Marmorbläſſe dalag.

Professor Lenz' kunſtſinniges Auge wanderte unwillkürlich angezogen immer wieder in die Ecke, während er mit Lady Emmily über Tauſenderlei leicht hinplauderte, und die zarte Frauengeſtalt in Decken und Shawls mit ritterlicher Fürſorge von Kopf bis Fuß einwickelte. Vergleichend ſtreifte ſein Blick über dieſe ſo grundverſchiedenen Frauen, grundverſchieden ſelbſt in ihrer äußeren Erſcheinung, hin. Lady Emmily's verzärtelte Gebrechlichkeit und Hülfbedürftigkeit, die ſie ſelbſt in den kleinſten Bedürfniffen abhängig von der Dienſtbereitheit Anderer machte, — jene herb verſchloſſene, wortfarge ſelbſtſtändige Frau, die auf jede Höflichkeitsfrage nur ein dankendes Kopfnicken hatte, die erſichtlich ohne Bedienung, noch irgend welchen Schutz, reiſte, die Alles in ihrer Reiſetaſche zu führen ſchien, um ſie ſelbſt auf den Stationen unabhängig von der Hülf Anderer zu machen. In ihrer Kleidung, der Lodenjacke mit Stehragen, dem Männerſilzhütchen, den enganliegenden Stulphandschuhen, ſchien ſie Alles vermieden zu haben, was Toilettenunbequemlichkeiten auf der Reiſe hervorrufen könnte, und jedes Beſtreben der Verſchönerung in der Wahl der dunklen anſpruchsloſen Kleidung war aufgegeben, während Lady Emmily's ſokett elegantes Reiſekoſtüm ſein berechnet war, durch Schnitt und Farbe die natürlichen Gaben noch zu erhöhen. Das Sonnengold der weichen Stirnlöcherchen, die roſige Zartheit der

Hautfarbe, das Türkisblau des schimmernden Augenpaars ward durch das helle Olivgrün des Blüsch und der wallenden Federn künstlich gehoben.

Die Stunden der Nacht rannen langsam fort, während sie dahinklapperten. Professor Lenz überredete Lady Emmily sich auszustrecken und zu schlafen. Sie protestirte schwach, zog prüde erst die eine, dann die andere Fußspitze in die Höhe, nahm den koketten Federhut von dem welligen Goldhaar, fuhr mit langen schlanken Händen ordnend durch die zerdrückte Frisur, — dann schmiegte sie wie ein müdes Kind das Köpchen an das Rückenpolster, suchte nach einem Stützpunkte und fand ihn, schon halb entschlummert, an der Schulter des Professors. Die schwächliche Gestalt streckte sich auf den rothen Blüschpolstern, die langen, flachen Füße kamen allmählich unter den Kleiderrüschchen hervor.

Professor Lenz war in die unangenehme Lage versetzt, regungslos in seiner Stellung zu beharren, wollte er die hübsche Wachs puppe nicht aus ihrer Ruhe schrecken. Er versuchte einzuschlafen — der Schlaf floh ihn.

Als er plötzlich, nach vergeblichem Bemühen, die Augen aufschlug, begegnete er denen der geheimnißvollen Reisegefährtin, die groß, ernstprüfend auf ihn geheftet waren, mit einer Art angstvollen Frage; ein Blick, der ihm urplötzlich die Ueberzeugung brachte, er sei diesen Augen nicht zum ersten Male im Leben begegnet und sie selber lege sich die gleiche Frage eben vor, wo und wann das geschehen?

Im nächsten Augenblick gehorchte er dem ersten Impuls und gab dem Eindruck Worte. „Mein gnäd. . . .“

Da stockte er schon.

War sie eine Frau — ein Fräulein? Ueber die allererste Jugend mußte sie sicher hinaus sein. In der Haltung lag etwas Sicheres, Bewußtes, — etwas der Selbstbestimmung Gewohntes, aber in der ganzen Erscheinung wieder fand sich jenes undefinirbare Etwas, das man mit Mädchenhaftigkeit bezeichnen möchte.

Er half sich mit einem: „meine Gnädige“ über die Lippe fort, als er mit leisem Häuspern nochmals anhub:

„Meine Gnädige, ich muß bereits die Ehre gehabt haben, Ihnen vorgestellt zu sein. Vergeben Sie dem ungalanten Gedächtniß des vielbeschäftigten Arztes, wenn er sich nicht erinnern kann, ob die Bekanntschaft aus dem Privat- oder Berufsleben datirt. Professor Georg Lenz,“ stellte er sich mit einer Verbeugung vor.

Sie schien wie von einer Gemüthslast aufzuathmen. „Ich höre Ihren Namen freilich nicht zum ersten Mal, Herr Professor,“ sagte sie mit eifriger Höflichkeit, von der er fühlte, daß sie eine

Abweisung meinte, „aber im Zusammenhang mit meiner Person ward er mir zum ersten Mal genannt. — Ich hatte nicht die Ehre einer persönlichen Bekanntschaft,“ markirte sie ihre Unnahbarkeit noch schärfer; und in dem Ton lag: ich habe auch nicht den Wunsch nach derselben. Als nun der Mann stolz und beleidigt sich fortwandte, setzte sie begütigend hinzu:

„Uns Beide wird eine schwache Aehnlichkeit getäuscht haben.“

„Bei einer so alltäglichen Erscheinung wie ich es bin, Ihrerseits wohl möglich, meine Gnädige,“ sprach er nun auch gemessen. „Ich komme übrigens auch zu der Ueberzeugung, daß, wenn ich Ihnen je begegnete, es nur ein flüchtiges Vorbeistreichen gewesen sein kann. Ihre Stimme — ich habe ein besonders scharfes Gedächtniß für das respective Organ der Persönlichkeiten, mit denen ich in nähere Berührung komme — hätte ich nicht vergessen.“ Auch diese eigenthümliche Blässe wäre Dir nicht aus der Erinnerung gekommen, commentirte er innerlich, als er die Unterhaltung mit einer steifen Verbeugung abbrach.

Sie will keine Annäherung, — o Prinzessin — Professor Lenz hat sich noch keiner Seele aufgedrängt. Der gesuchte, unseierliche Professor, bei dem Gräfinnen und Fürstinnen geduldig antichambrieren, buhlt nicht um ein gnädiges Wort von Euer Majestät hochmüthigen Lippen. Wir können auch mäuschenstill die Reise miteinander fortsetzen.“

Wo in der Welt hab' ich nur diese eigenthümlichen Augen mal gesehen? Oft wiederholt der liebe Gott in seiner Erschaffungsfreude diesen barocken Geschmack bei Menschen nicht. Wahrhaftig, — es sind Dohlenaugen; große, phosphorescirende schwarze Pupillen, mit ganz heller breiter Iris, — Augen, die gleichsam von innen erleuchtet scheinen. Mein Gott, ich bin ihnen irgendwo begegnet, schreckensweit aufgerissen, mit glasigem, erstarrtem Blick darin, sie haben mich durch das Außergewöhnliche frappirt; — sie müssen mit irgend etwas Gräßlichem, das ich in der Praxis erlebte, in Verbindung stehen; aber wo — wo nur? Und nun zermarterte er, den Kopf in die schlankte Hand gestützt, sein Hirn und ging all die vielen interessanten Fälle seiner ärztlichen Erfahrungen durch. — Vergeblich! —

Unter der Zeit musterte die Dame aus ihrer Ecke ihn verstohlen von der Seite. War er wirklich so alltäglich, daß man ihn leicht mit einem Duzend anderer Menschen verwechseln konnte? Die mittelgroße, schlankte Gestalt, das normale sympathische Gesicht von dunkelblondem Vollbart umrahmt, — ja, da mochte er Recht haben; aber in der vorgebauten Stirnbildung und den tief darunter liegenden, von starken Brauen kühn überwölbten Augen, lag auch ein Apatos, das ihn von der Masse unter-

schied. Der durchdringende Adlerblick, der schmelzen konnte zum sonnig warmen Lächeln, das ideale Aufglühen, das begeisterungsfähige Strahlen in diesen dunklen Sternen, gab dem nordisch-nüchternen Gesichtsschnitt ein besonderes Etwas, das nicht zu vergessen war. — Wo aber hatte sie ihn gesehen? Damals? — Unmöglich! — — Zittern überließ ihre Gestalt. Angstschweiß näzte ihre Haarwurzeln, zusammenschauernd schlugen hörbar ihre Zähne aufeinander.

„Sie frieren, — der Morgen dämmert kühl herein, — darf ich?“

Professor Lenz wartete keine Antwort ab; er nahm seine Reisendecke und reichte sie hinüber, war mit einem Satz am Fenster und zog mit schnellem Ruck am Ledergurt das klaffende Fenster vollends in die Höhe. Dann blieb er am Fenster stehen und blickte sinnend in die Morgendämpfe hinaus, deren grauen Dunst die aufgehende Sonne allmählich zu durchglühen begann.

Von den Wiesen, an denen der Zug pfeilschnell vorüberflog, stiegen sie in phantastischen Gebilden empor, sich zusammenballend, aufwachsend zu durchsichtigen Schleiergestalten, sich umschlingend zum luftigen Eisenreigen, zerreißen, zerflatternd, auseinanderfließend zu einem gegenstandslosen Nichts. Und immer das gleiche Spiel in ewigen Wiederholungen.

„Wie unsere Jugendträume, unsere Lebenshoffnungen; daß wir trotzdem nie der Neugestaltung müde werden, bis ins Grab,“ hatte Professor Lenz, — dessen unbewußt, daß es halblaut geschah, — vor sich hingemurmelt.

Ein stöhnender Seufzer antwortete ihm. Er konnte nur von der blaffen Unbekannten kommen, denn Lady Emmily schlief in tiefen Athemzügen den tiefen Schlaf der Kinder und des guten Gewissens.

Betroffen hatte er den Kopf gewandt. Schmale, zarte Hände deckten ein zuckendes Antlitz, unter den schlanken Fingern rollte es in schweren Tropfen bis auf den milchweißen Hals der Unglücklichen.

Ja, einer Unglücklichen. — So herzzerbrechend, lautlos ohne Schluchzen weint nur Jemand, der tief ins innerste Mark getroffen. War sie eine junge Wittve? Hatte sie irgend ein Theueres begraben? Sie trug ja aber keine Trauerkleider. Muß man Alles erst in den Schooß der Erde betten, um es verloren zu geben, giebt es nicht ein tausendmal schmerzlicheres Verlieren noch, als durch den Tod? Wußte er nicht auch davon ein Lied zu singen, ein alltägliches, abgedroschenes Lied, das nur dem die Thränen in die Augen treibt, der den Refrain mit seinem Herzblut geschrieben! Mit seinem Herzblut? Pah! — Unsinn! Kindereien waren es gewesen, verletzte Eitelkeit, die ein wenig nachblutet. Im Grunde war's gut, wie es kam; — wäre das Signale des kurzen Traums nicht gar so gräßlich ge-

wesen, hätte das arme Geschöpf den Sommernachts- traum seines Schmetterlingsdaseins nicht mit dem Tode bezahlen müssen, — er könnte die Stunde segnen. Wie hätte der tanzende Irwisch in sein arbeitsvolles Leben jetzt gepaßt? — Vorbei!

Er hatte im schmerzlichen Nachdenken nicht bemerkt, wie sich der Zug allmählich verlangsamte hatte. Jetzt weckte ihn das ruckartige Anhalten. Lady Emmily fuhr schlaftrunken empor und rieb sich die verquollenen Augen. Der Schaffner riß die Coupéthür auf, rief irgend einen Ortsnamen hinein und „fünf Minuten Aufenthalt.“

„O Lord, Lord,“ wimmerte Lady Emmily, gähnte und reckte die steif gewordenen Glieder. „Welche Tortur, solche Nachtfahrt! — Ist Steward oder Jenkings nicht da? — Ich sterbe vor Durst; rufen Sie doch Steward, ich will zu trinken, — meinetwegen die gräßliche braune Brühe, der sie mit dem Namen Kaffee schmeicheln. — Um Gottes willen nichts Erfriehendes bei der Kälte, bringen Sie, was Sie wollen, Sir, nur schnell.“

„Sie gestatten mir, auch für Sie zu sorgen?“ drehte er sich artig noch auf dem Wagentritt um.

„Ich würde Ihnen dankbar sein.“ — Es war sicher nur freundliches Zugeständniß, um ihre frühere Schroffheit gut zu machen.

Als er eben mit dem, mit einem Tablett mit Kaffeetassen beladenen Kellner aus dem Wartesalon treten wollte, flog ihm die stille blasse Fremde in der Thür schon entgegen.

„Sorgen Sie für eine Schüssel mit kaltem Wasser,“ sprach sie hastig. „Ihre Frau Gemahlin ist von dem schlupfrigen Wagentritt beim Aussteigen ausgeglitten und hat sich, wie es scheint, recht arg den Fuß verrenkt. Ich habe sie zurückgetragen, sie ist aber einer Dohnmacht nahe. Wir werden wohl eine Zeit lang kalte Umschläge machen müssen. Leinentücher führe ich bei mir. Wollen Sie nun gefälligst für das Andere sorgen?“

„Soll ich die Kammerfrau . . .?“

„Es ist nicht nothwendig, wenn Sie ihrer nicht aus anderen Gründen bedürfen. Die Umschläge will ich gern besorgen, ich bin in Krankenpflege nicht unbewandert.“

Die verschlossene Fremde trat im Eifer der Nächstenliebe plötzlich aus ihrer frostigen Reserve heraus. Sie kniete schon vor der Lautstöhnenden am Boden, als Professor Lenz bald darauf mit seiner Waschschüssel in das Coupé stieg und tastete mit dem fein zugespitzten Finger vorsichtig an dem verletzten Knöchel herum, von dem sie das Schuhwerk entfernt hatte.

Gleich darauf setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Es war eine gar seltsame Situation, wie die beiden Samariter da Seite an Seite auf dem Fußboden knieend sich fast mit den Köpfen

berührten. Da die Fremde den Fuß hielt, und der Professor ihn untersuchte, während Lady Emmily, dann und wann schrill aufschreiend, mit dem Oberkörper sich vor Schmerz hin- und herwand.

„Seien Sie doch vernünftig, Mylady, so weh kann's unmöglich thun,“ sprach Professor Lenz ungeduldig auf sie ein. „Weshalb haben Sie überhaupt den Wagen verlassen ohne meine Hilfe?“

„Was wird Spencer sagen,“ jammerte sie kindisch. „Oh, dieser abscheuliche Continent, wäre ich doch in England geblieben. Ich wollte Euch schreckliches deutsches Getränk nicht, ich wollte Ihnen nach und Thee bestellen, Doctor. Eure deutsche Unsauberkeit ist an Allem Schuld; warum polirte das schmutzige Geschöpf den Wagentritt nicht erst,“ brach sie außer sich los.

„Er kann nicht dafür, daß es Morgens reißt und Sie unvernünftig hohe Absätze tragen, Lady Emmily,“ sprach Georg Lenz etwas gönnerhaft und blickte in tomlischer Verzweiflung zu der Dame hin, als wollte er mit seinem Achselzucken ausdrücken: Man muß Geduld mit ihr haben, Du kannst so vielen kindischen Unverstand natürlich nur belächeln.

Sie lächelte aber keineswegs, sondern nahm ihr Krankenpflegeramt verzweifelt ernst. Aus ihrer Reisetasche hatte sie ein feines Handtuch und eine Scheere gezogen und schnitt der Länge nach lange Streifen zu einer Binde zurecht, die sie mit ein paar Sicherheitsnadeln kunstgerecht aneinanderheftete. Dann legte sie die Stöhnende mit sanftester Vorsicht auf der Polsterbank zurecht, schob ihr einen Haufen Decken als Stütze unter den ausgestreckten Fuß, sprach ihr besänftigend wie einem Kinde Muth zu und machte sich stillschweigend daran, den Fuß mit Compressen zu kühlen, die sie dem Becken entnahm, das Professor Lenz ernsthaft auf seinen Knien balancirte.

Die Komik der Situation, das ängstliche Behüten der übervollen Schüssel bei jedem Wagenruck, ging den beiden eifrigen Krankenpflegern darüber verloren; es durchbrach aber selbstverständlich auch jede Mauer der Höflichkeit und brachte sie sich vertraulich in der gemeinsamen Sorge um die weinerliche Kranke näher.

Man erfuhr mit der Zeit, daß man beinahe das gleiche Reiseziel habe, und es war natürlich, daß Professor Lenz von der geschickten Helferin die Gunst erbat, Gefährten während der ganzen Tour zu bleiben und ebenso natürlich, daß das etwas zögernd zwar, aber doch grazios lächelnd zugefagt wurde: Ueber ihre eigenen Verhältnisse blieb die verschlossene Fremde seltsam zurückhaltend. In den Streifen des Handtuchs, auf dessen Ecke zufällig das Auge des Professors fiel, als er nach ein paar Stunden den Fuß mit der improvisirten Binde

unwickelte, war ein Monogramm: S. W. D. unter einer Grafenkrone eingestickt. Die Fremde stellte sich jedoch, als die Gelegenheit es dringend erheischte, Lady Emmily auf deren naivdreiste Frage als Sybille Werder vor. Sie sagte auf deren ungenirtes Ausfragen, daß sie aus Norddeutschland stamme, ohne jeden Anhang sei und über ihre Person, Zeit und Mittel ganz unumschränkt verfügen könne, daß sie einstweilen sich Capri zum Winteraufenthalt erkoren, es aber für sie auch nicht ausgeschlossen sei, dort ihren bleibenden Wohnsitz aufzuschlagen. Daß sie sich vielleicht dort ankaufen würde, um dauernd an Land und Leuten Kunststudien zu machen.

Also eine Malerin! Professor Lenz ließ enttäuscht ein wenig die Mundwinkel sinken. Die angenehme Dame, wie jammerschade! Sie hatte erathen lassen, daß sie unvermählt sei. Die — Malerin! Sie hatte sogar nichts Auffälliges oder Gefuchtes, was darauf schließen ließ, nichts Genial-lieberliches, Ungenirtes oder Emancipirthervortretendes, was ihm die ganze weibliche Berufs-kategorie stets zum Greuel gemacht und ihn schon sie meiden ließ. Fräulein Sybille Werder mußte mit ihren klugen Augen in seiner Seele zu lesen verstehen. „Haben Sie keine Furcht, Herr Professor,“ lächelte sie mit ihrem melancholisch-süßen Lächeln, „ich bin keine von der Kunst, nur eine ganz unbedeutende kleine Dilettantin, die noch vor dem Vorhang des Tempels steht und wahrscheinlich nie in das Allerheiligste zugelassen wird. Ich male, wie die Vögel singen und wie die Wellen rauschen, weil sie nicht anders können, ohne jede Kenntniß der Technik, aus reiner Freude an dem Vermögen, stümperhaft nachzubilden, was mir tieferen Eindruck macht. Ich habe mir Jean Pauls Worte zum Princip gemacht: „Erfusste Thätigkeit söhnt zuletzt immer mit dem Leben aus“, und da beginne ich mit der Malerei. Hoffentlich nehmen Sie mir das nicht übel?“

„Aber, Fräulein Sybille, jetzt spotten Sie meiner,“ wehrte er sich mit jenem sonnigen Aufleuchten der Augen, das ihn so bezwingend machte.

„Sie mögen keine selbständigen Frauen?“

„Ich möchte keine neben mir. Ich will Ihnen in Bezug auf mich ohne Arroganz auch mit Jean Paul entgegenen: „Je kräftiger und geistreicher und größer zwei Menschen sind, desto weniger vertragen sie sich unter einer Decke.“ Mir conuenirt die ausgesprochene Weiblichkeit im Verkehr mehr. Sonst achte ich jede Willenskraft, jedes klare Wollen und Handeln, jeden Unabhängigkeits-sinn,“ sagte er ehrlich.

„Wohl allen, denen das Schicksal gestattete, den Grad ihrer Selbständigkeit ungeprüft zu lassen,“ gab sie schwermuthsvoll zurück und mehr zu sich

als zu ihm: „Wie wenige sind selbständig aus dem innersten Bedürfnis heraus, wie drängt die meisten nur die Nothwendigkeit hinaus in das Leben, in dem sie fest Fuß fassen müssen, um nicht niedergedrückt zu werden von den Stärkeren. Wie wohl muß der Frau sein, die stillgeborgen sich überlegenerer Kraft unterordnen darf, die ausruhen kann im Hafen.“ Der Nest verlor sich in einem Murmeln.

„Wer ist Jean Paul?“ fuhr Lady Emmily unceremoniös dazwischen.

Die Beiden sahen sich amüßigt an. Eine Art Freimaurerschaft bildete sich zwischen ihnen aus. Der hochgebildete Mann ahnte instinctiv in der kultivirten Frau den wahlverwandten Geist.

„Ein etwas veraltetes Genie, das von den Damen der Neuzeit meist nur noch dem Namen nach gekannt wird,“ belehrte sie Sybille.

„Gedankenblitze unter wirrer Verschnörkelung, Perlen unter vielem Glitter,“ vervollständigte der Professor, indem er über Lady Haughtons Kopf fortsprechend das Wort eigentlich nur an Sybille richtete.

So ging es die ganze Reise hindurch fort. Lady Emmily mit ihren Ansprüchen, ihrer naiven Arroganz, die sie jede Freundlichkeit als etwas Selbstverständliches hinnehmen ließ, blieb das Bindemittel, das zwei Menschen schnell sich seelisch näher führte, die für einander gleichsam geschaffen schienen. In dem Bemühen um das verzogene Kind begegneten sich ihre Gedanken, zuweilen auch ihre Hände und Professor Lenz konnte nicht umhin, zu bewundern, von welcher plastischer Form und wie gleichsam durchgeistigt diese schönen weißen Frauenhände waren.

Arbeit, hartes Ringen um das tägliche Brod kannten sie sicher nicht. Was konnte die Einsame sonst aber schuplos in den Kampf des Lebens treiben? Für welches Leid sollte die Arbeit sie zuletzt mit dem Leben ausöhnen?

Verlorenes Glück! — Ist noch Raum in dieser Seele für ein neues oder ist jedes Empfinden für Zeit und Ewigkeit zu Grabe getragen. „Welch ein Phantast Du bist, der sonst für den nüchternsten der Menschen gilt,“ lachte sich Professor Lenz selber aus, als er in seinem Gedankengang bis zu diesem Punkt gelangt war. „Pakt's Dich auch mal mit der Allgewalt, der Du sonst geringschätzend gelacht hast? — Was weißt Du von ihr mehr, als daß sie sanft und klug ist, und gut und rein scheint, weil ihre Augen seelenvoll und tief Dich anblicken. Wer ist sie, — wo kommt sie her, welches Lebensgeheimniß hütet sie mit solcher Angestlichkeit, daß schon die harmloseste Frage nach ihren Verhältnissen sie wie eine Schuldbewußte zusammenscharen läßt?“

Sollte man nicht lieber doch den Verkehr, den der Zufall herbeigeführt und begünstigte, kurz abschneiden? Ein Vorwand fände sich ja leicht in Lady Emmily's leidendem Zustand. Spencer Haughton könnte man telegraphiren, daß man ihn hier in Neapel und nicht, wie verabredet, auf Capri, erwartet. Er selber lehrte, sobald er sein unvertrautes Gut den Händen des Besitzers überliefert, wieder heim; und dort in seine Berufsthätigkeit und seine Alles absorbirenden Studien vergraben, wird er den kurzen Traum, der sich seiner müßigen Phantasie bemächtigt, schnell wieder abschütteln.

Der Weg zur Hölle ist leider mit guten Vorlägen gepflastert, das sollte Professor Lenz an sich selbst erfahren. Während er das im Geiste erwog, fragte er laut schon nach den weiteren Reiseplänen der interessanten Begleiterin.

Lady Emmily legte mit gewohntem rücksichtslosen Egoismus ganz und gar Beschlag auf Fräulein Werder: „Wie er nur so fragen könne; es wäre ja ganz selbstverständlich, daß Miß Sybille bei ihr bleibe, bis sie sich nach Capri einschiffen könnten. Niemand verstünde mit so leichter Hand die Bandagen um ihren kranken Fuß zu legen, der Professor sei ein Hentke, aber kein Doctor. Die Jenkings wickelte viel zu fest und nachher drückten sie. Miß Sybille habe eine so wohlklingende Stimme zum Vorlesen und wäre zur Krankenpflegerin wie geschaffen, durch ihre so sanftüberredende Art und sie errathe förmlich, was den Appetit anregen könne. Der Doctor sei barsch und abweisend mit ihr, wie mit einem ungezogenen Kinde und sie fürchte sich vor ihm. Fräulein Sybille müsse unbedingt in ihrer Gesellschaft bleiben, bis der theure Spencer für sie wieder sorgen könne und um keinen Preis der Welt trenne sie sich von der neuen Freundin. Es wäre Barbarei, daran zu denken!“

Was war da zu thun? Dem krankhaft gereizten Ungestim der jungen Frau mußten die beiden verständigen Menschen sich fügen, obschon sie Beide fühlten, daß Flucht vor einander das Richtige sei, — daß sie an dem Wendepunkt ihres Schicksals angekommen, daß die Wolken sich unheilvoll durch diesen falschen Schritt über ihren Häuptern zusammenstürzten.

Seufzend ergaben sie sich in das Unvermeidliche. „Es ist mein Fatum,“ beruhigte sich Professor Lenz, und das Fatum schien ihm keineswegs abschreckend. „Es ist eine neue Prüfung,“ resignirte Sybille Werder. Und dann besuchten sie gemeinschaftlich Kirchen und Sehenswürdigkeiten von Neapel, während der Stunden, die Lady Emmily auf dem Sopha im Hotel verträumte und kamen zu immer größerer Ueberzeugung, wie sehr sie sich in ihren Geschmacksrichtungen begegneten, welche gleich tiefes Verständniß sie für die genialen Schöpfungen

der Kunst in sich trugen, welche ähnliche Begeisterungsfähigkeit, welche verwandten gekläuerten Sinn für Hehres und Schönes.

Die Art und Weise des Kunstgenusses und deren Aeußerungen können unglaublich schnell zu einander führen und auch trennen. Lady Emmily stand isolirt da, wenn sie sich dann und wann einmal pflichtmäßig zu irgend einem der bekannten Kunstwerke hinführen ließ. Ihr banales: „Lovely, o dear me, hord lovely!“ verlegte des Professors Ohr. Ein warmer Blick in Sybillens Augen und sie verstanden sich wortlos. —

So hatten sie eben beinahe Capri auf ihrer Barkte erreicht und weideten das trunkene Auge an dem herrlichen Landschaftsbilde. Gold und furchtbar zugleich lag es da, von gezackten Klippen starrend, bergig und steil mit feinen rothen Felswänden und doch heiter herauslachend aus seiner Blütenpracht.

Es war an einem Freitag, als sie die Ueberfahrt von Sorrento aus ins Werk setzten.

„Sind Sie abergläubisch, Fräulein Sybille? Man soll heut nichts Neues beginnen, von dem man sich einen guten Ausgang verspricht,“ bemerkte der Professor mit einem Versuch zum Scherzen, der ihn besonders angenehm machte.

„Ich habe nur gehört, daß das, was man am Freitag beginnt, nicht von langer Dauer sein soll. Für Sie und Lady Haughton wird sich das ja verwirklichen, sobald Sir Spencer Haughton Capri satt hat. Ich werde vielleicht mein Leben da beschließen.“

„Wirklich?“

Sie erröthete unter dem bedeutungsvollen Blick, mit dem er ihr tief in die Augen sah. Wie reizend sie wurde mit diesen zart angehauchten Rosen auf den blassen Wangen, wie jung und holdselig.

Das Meer war leicht bewegt, Lady Emmily und ihre Kammerfrau kreischten mitunter ängstlich auf, wenn die Barkte sich hoch auf den Kamm einer Welle hob oder in den Abgrund zu versinken drohte. Sybille saß ruhig da, ein Zug stillen Friedens lag auf ihrem schönen Gesicht. „Sie fürchten sich nicht, Fräulein Werder?“

„Wie sollte ich, es ist ja keine Gefahr, Herr Professor.“

„Und wenn es Gefahr wäre?“

Sie zuckte nur die Achsel.

„Sie geben dem Leben keinen Werth?“

„Nein!“

„Weshalb?“ fragte er dringender. „Sie sind noch jung, können kaum mehr als Mitte Zwanzig sein, — was hat Sie so lebensfertig gemacht? Würde Sie kein Bedauern paken, wenn die nächste Welle das Boot zum Kentern brächte?“

„Ja!“

„Doch, doch also, ich wußte es ja,“ brach es fast jubelnd aus ihm hervor.

Ein unsäglich trauriges Lächeln ungerührt ihren Mund. „Sie mißverstehen mich ganz und gar, Herr Professor. Ich würde nur um das Leben bangen, das für Andere von Werth ist, zum Beispiel für das Ihrige, der Sie der Welt nützen, Lady Haughtons, die ihrem Gemahl unerseßlich ist; jenes der armen Schiffer und Fischer selbst, um die Weib und Kind daheim weinten. Ich habe Niemanden auf der Welt, der weiß, ob ich lebe oder sterbe, der dadurch verlore, ja mehr noch, der sich wahrscheinlich“

Da brach sie plötzlich ab, als graue ihr selber vor der Unnatur dessen, was ihren Lippen entschlüpfen wollte und ihre Finger flochten sich krampfhaft in einander, als wolle sie gewaltsam die unsäglich bitterkeit niederdrücken, die in ihr aufstieg.

Man hatte den Strand eben erreicht. Ernst und feierlich still lagen die Felsen ringsum, rosenfarben das im Sonnenuntergang purpurn angehauchte Meer. Auf den Höhen standen drohende Castelle, zerfallen, verwittert; wildzerklüftete Klippen ragten in die blauen Wolken, goldgelb kletterte der Ginster über Ruinen und Felsgeröll hin. Von den Terrassen längs der Abhänge streden blühende Orangen- und Mandelbäume ihre duftigen Zweige; berauschend senden tausend in die Fugen der Felsen eingeklemmte Kräuter ihren Athem in die Lüfte. Ein lachendes grünes Thal lehnt sich an bizarr zerriffene Felswände, und die Contrasten pittoresker Wildheit und heiterster Lieblichkeit schaffen ein Landschaftsbild ohne Gleichen.

Die Fischer sprangen kopfüber in das Wasser und zogen vom Ufer aus unter lautem Gekreische die Barken an Tauen an das paradiesische Eiland heran.

Als sie alle gelandet waren, trat noch einmal die Entscheidung an sie heran. Fräulein Sybille Werder hatte eigentlich beabsichtigt, ihr Zelt im Oberstädtchen Ana Capriva — dem männerverlassenen Dertchen auf dem Berge Salaro aufzuschlagen. Für Lady Emmily wäre es im Normalzustand ihrer Füße mit ihrer schwachen Brust eine Unmöglichkeit gewesen, die steile Felsenstiege, die im Bickzack in den Fels gehauen ist, auf und ab zu steigen.

Des Professors scharfes Auge überflog prüfend die elegante Gestalt Sybillens, ob sie solcher Anstrengung gewachsen sei. Trotz der Blässe mußte sie durch und durch gesund sein, keine Abspannung zeigte sich jemals während der ermüdenden Reise, immer zeigten die geschmeidigen Glieder die gleiche kraftvolle Elasticität.

Wie lebensmüde und menschenschen aber mußte das arme Geschöpf sein, das sich aus freier Wahl

dort oben in der Weltabgeschiedenheit von Ana Capri begraben wollte.

Lady Emmily protestirte, — der Professor sagte kein Wort, obgleich Sybillens Augen in unwillkürlicher Frage zu ihm erhoben waren. Sanftes Nachgeben schien jedoch in ihrer Natur zu liegen, denn wieder siegte die Forderung Lady Emmily's, die mehr einem Befehl, denn einer Bitte glich. Sybille mußte bei ihnen bleiben. Es gab kein Entrinnen mehr aus den Zauberkreisen, die sich enger und enger um die beiden Furchtsamen legten.

Kämpfet nur gegen die höheren Mächte — ihr ringet vergeblich gegen die zwingende Gewalt in Eurer eigenen Brust, im Rahmen der Märcheninsel Capri. Das Zaubereiland mit seiner Farbengluth, — das stündliche Weisammensein, der Duft, der aus südllich üppiger Vegetation sich träumerisch um ihre Sinne legte, das Ausruhen im süßen Nichtsthun und zwei noch junge, heiße, glückesdürstige Herzen, an denen die Leidenschaften noch nicht gezehrt und dabei widerstehen den kategorischen Forderungen des ewigen Naturgesetzes? — Es konnte nicht sein.

Sie fühlten Beide die Gefahr und sie wehrten sich wie Verzweifelte. Stumm, mit gesenkter Stirn schritt Sybille an der einen Seite Lady Haughtons, die ihre Arme zur Stütze um des Professors und des Mädchens Nacken gelegt, und langsam wandelten sie von der Marina, dem einsam pittoresken Fischerörtchen, am Strande aufwärts einen steilen Weg zwischen Blumengärten nach der Stadt Capri zu.

Durch die engen Straßen, an den zierlichen weinumrankten Häuschen, mit den moscheenartig gewölbten, in der Mitte platten Dächern, auf denen blühende Gärten schweben, schritten sie vorbei, ein gar wortkarges Trio. Nur Lady Emmily stöhnte, daß man hier zu Lande seine eigenen Füße gebrauchen müsse und jammerte, daß sie ihr unvergleichliches Vaterland für diese uncultivirte Gegend mit uncivilisirten Menschen verlassen; und unwirsch wies sie bildschöne Fischerkinder und anmuthsvolle Mädchen von sich, die zierlich geflochtene Strohförbchen mit Korallen, Muscheln und Steinchen oder bunten Blumen mit der unvergleichlichen Grazie dieser Naturkinder ihr anboten. Verächtlich betonte sie das „uncivilisirt“ und ihr Finger deutete dabei auf junge reizende Gestalten, die in plastischer Haltung antik geformte Krüge und andere schwere Lasten, selbst Steine auf den klassischen, vom rothen Mucadore bedeckten Köpfen trugen.

Es war Alles, auch das Alltägliche von einem Hauch poetischer Schönheit hier verklärt und diese Ueberfülle des Schönen legte sich immer berauscher um die beiden Empfänglichen, während die

kleinen Unbequemlichkeiten Lady Emmily immer verdrossener machten.

Endlich war die Locanda erreicht. Eine blühende Terrasse neigte sich zum Garten hinab, den riesige Palmen und rosenroth blühender Oleander beschatteten. Von der Pergola hing traubenschwer der Nebenschmuck und umschlang die corinthischen weißen Säulen bis hinauf zum grünen golddurchleuchteten Nebendach. Märchenschön und still, wie Dornröschens Schloß, lag das Gasthaus und balsamisch dufteten die tausendfarbigen Blumen hinein in die gewölbten kühlen Zimmer.

„Wie im Himmel,“ hatte Sybille gemurmelt, während sie Mylady behülflich war, sich aus ihren Tüchern zu wickeln und mürrisch und verdrossen und auf Alles und Jedes in dieser weltvergeffenen Einöde scheltend, sich auf dem harten Sofa des Staatszimmers auszustrecken. Es war Alles „shocking“ hier und alle Welt hatte sich verschworen, sie zu ärgern.

„Lord! Wie konnte Doctor Rebel mich hierher beordern, wo gar kein Comfort ist,“ schmolte sie übelläunig. „Es ist eine Schande, mich hier einzupacken für den Spätherbst, und ich begreife Spencers Selbstsucht jetzt, erst nach den Fuchsjagden hierher kommen zu wollen. Wenn ich den Gebrauch meiner Füße hätte, wäre ich auf und davon in — no time — ehe Sie es ahnten. Meine Brust könnte in Monaco ebenso gut restaurirt werden, dünkte ich. Nicht so — Doctor?“

„Und Ihre Nerven, Lady Emmily? Glauben Sie wirklich, daß das ruhelose Monaco ein passender Aufenthalt für Sie wäre? Hat Sie die Saison in London nicht schon ernstlich krank gemacht, daß Sir Spencer Sie mir Hals über Kopf zuschicken mußte? Mit meiner vollen ärztlichen Autorität trete ich gegen den Ortswechsel auf.“

„Wären Sie nur erst wieder im Stande, am Strande herumzulaufen,“ tröstete Sybille die Unmuthige nun auch, „und Sie sollen dies köstliche Stückchen Erde noch lieb gewinnen. Nirgend findet man so großartige Landschaftschönheit vereinigt wie hier.“

„Ihr seid närrisch mit Eurer Landschaftschwärmerei! — Hyde-Park, Mittag- und Abendgesellschaften kettlo drams und drawing-rooms, selbst Bois de Boulogne sind mir interessanter,“ meinte sie geringschätzig. „Blaues Wasser, Felsen, Blumen und wieder Fels, die sehen alle Tage gleich aus und man wird krank vor Ueberdruß; und was Ihr gar an diesen Weibern mit dem braunen Teint und den furchtbar niederen Stirnen malerisch finden könnt, das begreife ich in der That nicht. Gott bewahre mich, Ihr seht ja Beide so entsetzt aus, als wär's ein Sacrilegium, diese vielgepriesene Insel und ihre Schönheiten anzutasten.“

Ich schweige schon. Einer so geschlossenen Nacht und so stets übereinstimmender Meinung gegenüber strecke ich die Waffen," schloß sie pikirt und mit spöttisch zuckender Lippe summt sie vor sich hin:

"Zwei Seelen und ein Gedanke, zwei"

Mit einer gewissen Autorität nahm Professor Lenz Sybillens Arm und führte sie hinaus auf die Loggia, über die sich weiches Abenddämmern breitete.

Flammendes Roth war ihr ins Gesicht geschossen.

"Es ist die uralte Fabel der Schlange im Paradies, und die Nutzenwendung der etwas abgedroschenen Redensart: keine Rose ohne Dornen. Alles so köstlich harmonisch ringsum auf diesem gottbegnadeten Fleckchen Erde, wie das Ayl der Glückseligkeit und des ewigen Friedens selbst, — ein wahrer Port, wohin der vom Leben Gehezte sich hinflüchten möchte, — und da greift schon die mythische Gestalt in die Paradiesesruhe störend ein. Ich leid' es nicht, daß Sie sich durch Lady Emmily's Taktlosigkeit um die Frucht Ihres Mühens bringen lassen. Sie haben in der harmonischen Natur den Seelenfrieden zu finden gehofft. — Hab' ich Recht?"

"Ja!"

"Gut, — Sie sollen durch ein verzogenes Kind, das ewig eins bleiben wird, durch den Unverstand meines bethörten Freundes, nicht um die Hoffnung betrogen werden. Lady Emmily stampft Alles unter ihre kleinen Herrscherfüße, was auf sich treten läßt. Ihre großartige Gefügigkeit macht Sie Mylady's Lammhaftigkeit zum bequemen Fußkissen. Ich wiederhole: Ich dulde das nicht."

"Wie soll ich es hindern, Herr Professor?"

"Indem indem" er suchte rathlos umher.

"Protestiren hilft da nicht. Mylady's supremer Wille ist wie eine Sündfluth, die Alles mit fort-schwemmt, was sich in den Weg stellt, — mit ihr heißt es biegen oder brechen." —

"Gut, — so brechen Sie," sagte er entschieden. "Und Sie wollen die Last, diese verwöhnte Kranke zu unterhalten, ganz allein tragen, bis der Herr Gemahl kommt?"

"Das ist Freundespflicht gegen diesen. Ich glaube auch kaum, daß sie an den härtesten Tyrannen, — wie sie mich im Gegensatz zu dem regierten Pantoffelhelden Spencer titulirt, — viel Ansprüche stellen wird."

"Und Pflicht der Menschlichkeit und Nächstenliebe wäre es, Sie abzulösen."

"Glauben Sie wirklich, daß von Ablösung da viel die Rede wäre? Sie müßten Ihre Sklavensketten geduldig tragen, bis ein noch gefügigerer Herriger das Scepter läßt. Mein Gott, wie können Männer Wachspuppen mit Uhrwerken in der Brust,

anstatt der Seele, zu ihrer Lebensgefährtin wählen," rief er unwillig. Und in dem Eifer der Frage griff er nach Sybillens Händen, zog sie etwas näher und blickte ihr in die tiefen Augen. "Erklären Sie mir das Räthsel, Sybille: wie kann ein denkender Mensch von der äußeren Form in einer Art und Weise sich bestricken lassen, daß er das Beste, das einzig Bleibende, Wahre, den Charakter, bei dem übersteht, der ein ganzes langes Leben mit ihm Glück und Leid theilen, sein tapferer Kamerad auf dem nicht immer leichten Wege bleiben soll. Begreifen Sie das?"

Sie schüttelte den Kopf.

"Eine neue Uebereinstimmung!" rief er freudig erregt und preßte leidenschaftlich ihre Hände in den seinen. "Sehen Sie, meine theure Freundin, — ich habe die Herrschaft der Sinne, als eine des besseren Menschen unwürdige, stets verachtet. Ein Flecken auf dem Charakter einer Frau würde mir eine Venus entgöttern, ein Heiligenbild vom Altar niederreißen. Ich muß achten, achten und vertrauen, im schönen Glauben ausruhen können, daß sie meiner würdig ist, der ich den besten Theil meines Selbst gebe. Und weil ich nur Puppen, seelenlose Salongestalten oder engbegrenzte Küchengartenblümchen fand, die ich nicht verstand, die mich nicht verstanden im innersten Wesen, deshalb bin ich heute mit meinen 36 Jahren noch unvermählt, ich, der ich das Familienleben als das vollkommenste Institut unserer unvollkommenen Welt betrachte. Warum schaudern Sie so, Fräulein Sybille? Frieren Sie, soll ich Ihnen ein Tuch holen?"

Er war, ohne eine Antwort abzuwarten schon ins Zimmer gegangen, um etwas Warmes zu suchen.

Sybille ließ wie geknickt das Haupt an die Säule zurücksinken, über ihre Lippen rang sich ein ächzender Laut.

"Ein Flecken auf dem Charakter," murmelte sie ein paar Mal wie geistesabwesend und strich sich über die Stirn hin; dann schritt sie planlos, ohne Zweck und Ziel durch den Garten hinaus, irgend wohin, gleichviel wohin sie ihr Fuß trug, nur der Gefahr entrinnen, ihm in das Auge zu sehen, das offene, klare, durchdringende Auge und noch einmal von ihm zu hören: »Ein Flecken auf dem Charakter würde mir ein Heiligenbild vom Altar reißen«.

War es denn aber ein Fleck auf dem Charakter? — War es nicht tausendmal Schlimmeres: die zermalmende Last der Schuld? —

Die Unglückliche stürmte davon, mechanisch den Weg zurück, den sie gekommen.

Wollte das Schicksal denn nie aufhören, sie zu verfolgen? War sie deshalb hierher geflohen, um hinein gezogen zu werden in neue Wirren, neue Kämpfe?

Wie ein Hoffnungstern hatte ihr das ferne Eiland gewinkt, alle die schreckliche Zeit hindurch, die hinter ihr lag. Wie eine Erleuchtung waren Gregorovius Worte über sie gekommen in jenen furchtbaren Stunden, wo sie sich verzweiflungsvoll gefragt: was nachher beginnen? — wo trägt du dein verpfushtes Leben hin? — „Capri ist fürwahr ein rechter Ruheort für lebensmüde Menschen; und ich wüßte keine andere Stelle in der Welt, wo Jemand, der Schiffbruch gelitten, seine Tage so wohl beschließen könnte!“ — Wie verheißungsvoll hatten sie die Worte angeblickt, wie war sie ohne Säumen dem Ruheorte zugeeilt, nachdem es ihr vergönnt war, über ihr Thun zu entscheiden.

Die kindlich genügsamen Menschen trugen ja auch wohl die Signatur heiterer Zufriedenheit; — die malerisch in Weinbergen verstreuten Landhäuschen, die Physiognomie stillinnerster Glückseligkeit, — aus den lachenden Mädchenaugen leuchtete fröhliches Genügen, Meer und Vegetation zogen um das Eiland ihren farbenleuchtenden Kranz, aber in Sybillens Brust pochte das Herz furchtamer denn je, in immer schnelleren Schlägen, denn der ersehnte Frieden stoh vor ihr auf wie die unerreichbare Fata-Morgana.

Zu ihren Füßen breitete sich jetzt der Strand der Marina hin, gleichsam in zerklüftetes Gestein wie eingekleilt.

Todtenstill lagen die beiden weltvergessenen Fischerhäuschen. Menschenverlassen lag der düstere Strand, über dem die röthlichgelbe Scheibe des Vollmonds stand.

Ueber die schwarzen Klüfte und das Geröll schritt Sybille fort bis hinein ins Meer, das in monotonem Gesang heranwogend, seine Wellen daran zerschellen läßt.

Eine Wasser-, eine Felswüste ringsum! Vor ihr das unendliche Meer, über ihrem Haupte düsterdrohende Klippenfegeln, zerrissene steilaufsteigende Riffe, an welche die Brandung schneeweiß antobt, und die ihre düsteren Schatten geheimnißvoll über die Wasser breiten. Regungslos, die Arme fest um die Knie geschlungen, die Füße angezogen, damit die anschwellenden Wellen sie nicht benezen, hockt sie auf ihrem Block in all dem Graus — eine Weltvergessene, deren trübe Gemüthsstimmung in Harmonie steht zu dem düsteren Nachtbilde der wildschaurigen Scenerie. Ueber ihrem Haupte kreischt schrill die Möve. In langgezogenen Harfenaccorden schwebt der Gesang der Seevögel von den Klippen über das rauschende Meer. Durch die Lüfte geht geheimnißvolles Raunen und Rauschen — unbestimmbar und sehnsuchtsvoll, aus tausend im Dämmerm verschimmenden, im Seewind zitternden Gräsern und Büschen auf der Höh und traumverloren starren die Augen der einsamen Frau auf

die heranwogende Fluth, in der das phantastische Mondlicht zitternde Goldringe zieht.

Die Dede ist ihr eben recht, sie paßt zu ihr, ihre zerrissene Stimmung in diese schauerliche Stille. Da gehört sie recht eigentlich hin, die ja die Menschen zu fliehen hat und das Glück mit ihrer verdammten Seele. —

Großer Gott, — die Menschen lassen nicht ab von ihr, wie scheu sie sich auch vor ihnen verbirgt. Da haltt ein elastischer Fuß durch die Nacht, der von Stein zu Stein springt, warm und weich legt es sich um sie, in leichter Hülle, die ein Arm sorglich um ihre Schultern breitet; — und der Arm zieht sich nicht gleich zurück und eine Secunde überfluthet sie das selige Wonnegefühl: Du bist geboren! — da er neben ihr auf dem Felsblocke kniet und den Wollshawl behutsam ihr über der Brust zusammenlegt und ihr mit warmem Blick zärtlich in die starren Augen blickt, als wolle er sie schmelzen, die Eiseklätte, die ihr Wesen eingefroren hält.

Nun nimmt er die eine und dann die andere eiskalte Hand und haucht in die Flächen und allmählich fluthet der warme Strom aus seinen Fingern elektrisch in die ihren über. Ein unbeschreibliches Wohlgefühl, ein Gefühl, wie sie es noch nie in ihrem Leben gekannt, strömt über sie hin. Still läßt sie Alles geschehen. Nur eine Weile sich willenlos treiben lassen, ausruhen, — ausruhen, so still zufrieden, wie da ihr Haupt gegen den Arm gelehnt bleibt, der immer noch zögert, sich von dem Shawl zurückzuziehen. — O mein Gott, wenn ihr das vergönnt wäre — sie möchte es mit dem Rest ihres Lebens bezahlen! Darf sie denn — darf sie sich immer tiefer in das edle Herz jenes braven Mannes lügen, soll er an dieser Lüge auch mit zu Grunde gehen?

Soll sie ihm sagen, wie es um sie steht und sehen, wie er voll Abscheu sich von ihr wendet, wie sie Alle es gethan. Oder wird er die Probe bestehen? Wird er ihr glauben, er allein, wie furchtbar Alles auch gegen sie spricht? — Und wenn er ihr glaubt, bleibt dann nicht immer so Furchtbare noch zurück, daß kein Mann, der in der Welt lebt und mit den Menschen, darüber fort kann? —

Soll sie das Letzte, was ihr bleibt, die Achtung eines braven Mannes gefährden — vielleicht aufgeben durch ihre Bekenntnisse? Oder meidet sie ihn und geht ihm aus dem Wege und reißt von ihren Lippen willenskräftig den Becher, mit den wenigen süßen Tropfen, die ihr das Leben gelassen — die Reigung eines guten Menschen.

Oder gehorcht sie der immer dringenderen Stimme, die in ihr schreit nach Glück und läßt sich einwiegen an seiner Brust, wie ein kleines, krankes Kind, bis — bis Alles vorbei sein muß — denn sie weiß es deutlich, als wäre es ausgesprochen: er

gehört mit jeder Faser ihr — sie ihm — oder giebt sie sich hin der erwachenden Leidenschaft und schlürft sie und läßt ihn schlürfen in trunkener Vergessenheit ein kurzes, berauschesendes Eintagsleben? —

Und dann? — —

Soll sie dann ihm sagen: ich war nicht gut genug, Deinen Namen zu tragen, oder: ich spielte mit Dir. Wird sie das zürnende Dräuen auf der Jupiterstirn dieses Mannes ertragen können, der sich der Spielball einer Frauenlaune glaubt. Wird das Erwachen aus dem seligen Traum nicht doppelt gräßlich sein, wenn sie ihr letztes Gut, — die Selbstachtung all dem Verlorenen noch nachgeschleudert? —

Nimmermehr, nimmermehr! Ihr Loos heißt: Entfagen!

Sie sprang jäh empor. Der Professor mit ihr. Mit fieberhaftem Interesse war er den Lichtern und Schatten gefolgt, die sich auf dem sprechenden Frauenantlitz jagten. Mit feiner Silbe hatte er ihre Träumereien zu stören gewagt; respectvoll schweigend nahm er jetzt am Ufer ihren Arm. „Wohin, Fräulein Werder?“

„Nach Haus,“ sagte sie tonlos.

„Sind Sie schon müde?“

„Schon?“ — Wie trostlos dieses „schon“ klang und welch ein Schmerzreiches: ich bin es ja längst, — daraus hervor klagte.

Was in der Welt hatte sie in ihren Jahren schon lebensmüde gemacht, — denn nicht der elastische Körper, die starke Seele dieses jungen Weibes war flügelstumm.

Ob er die inhaltschwere Frage jetzt an sie richtet, ob er sie jetzt über ihrer beider Zukunft entscheiden läßt? — Weiß er denn, wem er seinen geachteten Namen bietet, weiß er überhaupt, ob sie frei ist; — weiß er überhaupt etwas von ihr, er, der ihr rückhaltlos sein ganzes Leben dargelegt — die eifern über sich weiter schweigt? Im Schwanken und Zaudern vergeht die Zeit.

Das bläulich duftige Mondlicht liegt über Baum und Strauch, da sie, jedes in seine Gedankenwelt versunken, den duftathmenden Pfad emporsteigen; es badet mit geisterhafter Helle das stille weiße Antlitz mit den gesenkten Wimpern, das wie aus Marmor gemeißelt aussieht. Ihr Arm liegt regungslos in dem feinen, ohne Wärme, ohne Leben; er beugt sich vorwärts, um angstbekommen zu lauschen, ob Lebensodem von diesen bleichen Lippen kommt.

„Wie Sie mich erschreckt haben, Fräulein Sybille! — Sie schritten so lautlos neben mir hin, wie ein abgesehener Geist,“ sagte er, als sie wieder in die Arkaden vor die Locanda traten, durch welche die Mondstrahlen herabglitzernd, an den schwanken Schlingpflanzen ihr phantastisches Spiel

trieben. Sie wandte den Kopf ab, zog ihre Hand aus seinem Arm, verbeugte sich förmlich und sagte heiser: „Gute Nacht!“

„Felicissima notte, — a rivederci,“ sprach er voll Innigkeit ihr nach, da sie von ihm fortglitt. Keine Antwort. Jedes weitere Wort schnitt sie kurz dadurch ab, daß sie in das Gasthaus huschte. In der Thür stand sie noch eine Secunde still und wandte das Haupt. Täuschte ihn das unsichere Licht oder standen ihre Augen wirklich voll Thränen? —

II.

In seinem arbeitsvollen Leben war es Professor Lenz seit Jahren zum ersten Mal widerfahren, daß er Nachts schlecht geschlafen, und die verlorene Ruhe durch spätes Aufstehen nachgeholt.

Signor Michele, der Wirth in höchsteigner Person war es, der ihn den Morgenträumen etwas unsanft entriß. Die Signora inglese verlange stürmisch nach ihm. Die blasse Signora sei in aller Frühe schon hinauf nach Ana-Capri gestiegen, um sich dort ein Quartier zu suchen.

Eines Weiteren bedurfte es nicht. Er war mit beiden Füßen zugleich aus dem Bett und zwang den dicken Wirth, der noch Verschiedenes auf dem Herzen zu haben schien, mit einem vertröstenden: „Nachher — nachher“ — sich zurückzuziehen.

Lady Emmily flog ihm in einer sehr unvollkommenen Toilette: — Pudermantel und aufgelöstes Haar, — entgegen, als er bald darauf bei ihr anklopfte. Sie war außer sich „in historiks,“ versicherte sie und er glaubte es ihr. Nur die größte Aufregung konnte die prüde Engländerin vermocht haben, in diesem spitendurchbrochenen Batistmantel und der ungeordneten Frisur vor ihm zu erscheinen. Sie machte ihrem Herzen weidlich Lust, indem sie das barbarische Land für all ihre Leiden verantwortlich machte, und Doctor Lenz und Sybille Werner herzlose Creaturen schalt, die sie ihrem Schicksal mitleidslos überließen.

Während sie unter krampfhaftem Schluchzen das alles hervorstieß, machte sie vergebliche Anstrengungen, ihr langes, schweres Haar vor dem Toilettepiegel aufzunisteln und ließ, verzagend und ermattend, endlich von dem nutzlosen Mühen ab.

„Die Hausmagd hier hat mir eine fürchterliche Wulst im Nacken zusammengedrückt und einen silbernen Pfeil hindurchstecken wollen. Ich war eine vollkommene Vogelscheuche mit der Landesfrisur und hab alles wieder aufgerissen, und nun bin ich hülflos wie ein Baby. Gütiger Himmel, ich hab mich in meinem Leben noch nicht selbst frisiert und kann damit nicht vorwärts kommen. Wenn mir Einer doch Miß Sybille schaffte, die kann Alles, was sie will. Was ist es Euch aber,

ob ich sterbe vor Quälereien?“ stieß sie schluchzend hervor.

„Was soll das Alles heißen? Wo ist Mrs. Jenkins?“

Da stieß er in ein Bespennest. Mit funkelnden Augen schnellte Lady Emmily aus ihrer gebrochenen Haltung im Fauteuil auf. Mrs. Jenkins war die impertinenteste und die herzloseste Person der Welt, die sie ihrem Glend hier hilflos überlassen. Die wisse recht gut, was sie ihr damit ant hätte, sie könne nicht mal etwas aus den Sachen in den Koffern herausfinden und diese seien noch alle unausgepackt. Mrs. Jenkins sei eine fürchterliche Person und sie würde froh sein, sie los zu werden, wenn sie nur gleich Ersatz hätte. Der männliche Bediente sei gleich nach Neapel per Extrabarte abgeschickt, um solchen aufzutreiben um jeden Preis.

Es hätte am Frühmorgen eine arge Scene zwischen Herrin und Dienerin gegeben. Lady Emmily hätte Brod anstatt des süßlichen Maisgebäcks mit Del zum Frühstück verlangt und Jenkins war hinausgegangen, um es zu beordern. Jenkins und Steward verstünden kein Wort italienisch, der Wirth keine Sylbe englisch, Miß Sybille war so selbstüchtig gewesen, auszugehen, ehe die Anderen an Aufstehen dachten. Die Kammerfrau war nun auf den Ausweg gekommen, die paar französischen Brocken, die von Paris aus in ihrem Gedächtniß haften geblieben, bei dem Wirth zu versuchen. Französisch verstände er, hatte er mit Kopfnicken zugestanden. Signore Michele verschwor sich später hoch und theuer, er habe wiederholt gefragt: „du pain?“ und die Kammerfrau habe gravitatisch immer wiederholt: „un bain“; worauf hin das Ungeheuerliche geschehen, daß ein großer Bottich mit lauwarmem Wasser von zwei handfesten Mägden in Lady Emmilys Schlafzimmer geschleppt worden, wobei die halbe Stube unter Wasser gesetzt wurde.

Lady Emmily hatte, nachdem sie den Sachverhalt erfahren, Jenkins eine Gans genannt. Diese sei, wüthend darüber, daß man ihr, die zehn Jahre bei der Herzogin von Nottingham gedient, so etwas

zu bieten gewagt, und habe ihre sofortige Entlassung gefordert. Sie bleibe nicht eine Stunde mehr in dem gottvergeffenen Lande, in dem es nach Knoblauch und Del röche und berühre weder Kamm noch Bürste mehr in Mylady's Diensten. Sie sei eben keine Gans mehr.

Mylady hatte klein beigegeben wollen, aber die beleidigte Kammerfrau habe jede Handleistung energisch verweigert und sei mit der Barke schon auf und davon.

Professor Lenz nahm Alles von der scherzhaften Seite, und die Situation hatte den Höhegrad des Komischen erreicht, als er, mit sanfter Ueberredung Lady Emmily zurück auf ihren Stuhl vor dem Toilettespiegel führend, mit Bürste und Kamm an dem Hoarreichthum von Mylady, mit zagenden Händen herum zu hantiren begann. Ein etwas zweifelhaftes, ja verzweifeltes Unternehmen, bei dem sie unaufhörlich aufzuckte und aufschrie, und ihm der Angstschweiß zuletzt auf die Stirn trat, da er mit Dutzenden von Haarnadeln die aufgerollten Haarpuffen nicht bändigen konnte, die er aufzustecken bemüht war, und die unter der eigenen Schwere immer wieder herabrollten.

„Halloh, old boy! Bist Du Friseur geworden?“ rief da eine lustige Stimme von der Thür her. Sie drehten blickartig die Köpfe, Lady Emmily mit ihrem verweinten Kinder Gesicht und der Coiffeur wider Willen mit der kläglich Miene eines Menschen, der sich in einer etwas lächerlichen Situation überrascht sieht.

Die lustige Stimme gehörte dem immer gutgelaunten Sir Spencer Haughton an, welcher der unenglischste Engländer war, den man sich denken konnte. Lady Emmily hat ihm von Neapel aus heimlich telegraphirt; der galante Chemann, der erst seit ein paar Monaten die Glitterwochen überschritten, war diesem Hülfeschrei mit der Eile des Windes gefolgt, — und da stand er in sein Plaid gewickelt, den Nachtsack in der Hand, auf der Schwelle, starrte die seltsame Gruppe an und wollte sich vor Lachen ausschütten.

(Fortsetzung folgt.)



Im Nahehal bei Oberstein.

Von

Ferdinand Heyl-Wiesbaden.

Mit Original-Illustrationen, nach der Natur gezeichnet von F. Kallmorgen.

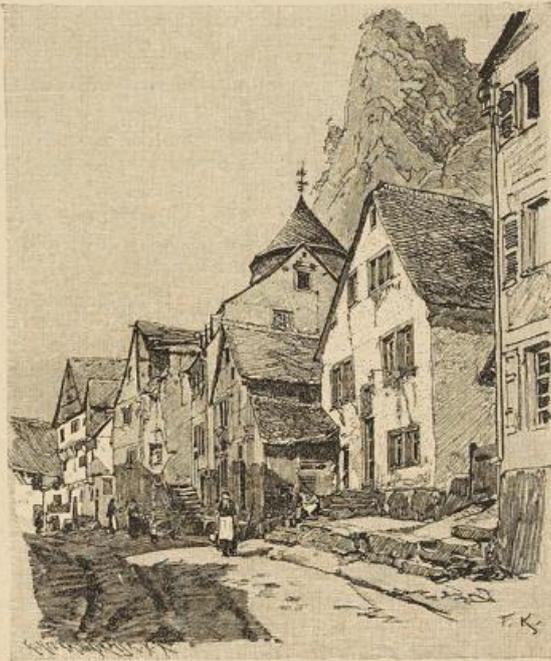
„Wie die selbige Nahe“ aufragt, und zürnend
Rollt in die Tiefen der Nahe Strom, in dem hier
Neger Fleisch die so werthen Steine glättet!
Doch die Wellen, sie treiben fort durch dunkeln
Wald, an trotzen Burg hinab, und treten
Jetzt in's freundliche Thal, mit Blumenwiegen
Schön geschmückt und mit Rebeshöh'n, die Bacchus
Sich vor vielen erkor — auch Städte, hegend
Anerkennlichen Ruhm, begrüßt ihr Lauf, und
Eilt zum mächtigen Rheine . . .“

Altes Gedicht.

Im Fürstenthum Birkenfeld, dieser oldenburgischen Enclave im preussischen Reiche, zwischen dem Hoch- und Idarwald entspringt der „Nava rascher Strom“, und zwar bei Selbach im Wald-districte Hommerich auf oldenburgischem Besitz. Von allen Seitenthälern des Rheines ist gerade das Ufer-gelände der Nahe am wenigsten bewandert und dies mit Unrecht. Wenn auch die nähere Umgegend von Kreuznach durch den Curver-kehr in den letzten Jahr-zehnten gar vielen Be-suchern erschlossen wor-den ist, wenn auch die Ebernburg — jene „Herberge der Gerech-tigkeit“, wie sie durch den Aufenthalt Sickingen's und Ulrich's von Hutten genannt wurde — Tausende von Be-suchern im Jahre an-zieht und durch das demnächst dahier zu er-richtende Hutten-Sickingen-Denkmal noch mehr anziehen wird, so wurde doch bisher die mittlere und obere Landschaft der Nahe weit weniger besucht. Und doch glänzt in der Krone der land-

schaftlichen Schönheiten der Naheufer: das eigen-artig gelegene Städtchen Oberstein nicht am min-desten. Alle Punkte an der Nahe sind eines Be-suches reichlich werth, aber sie ermangeln des großen Touristenstromes, den sie verdienen, zum Schaden der Reiselwelt. Der flüchtig Reisende meint genug

gethan zu haben, wenn er Oberstein vom Bahn-hofe aus gesehen, weil — die Reisebücher ihm sagen: daß die Aussicht von da auf das Städt-chen hinab am schönsten sei; im Grunde ist sie von da aus nur am bequemsten. Es ist lei-der ein vielverbreiteter Irrthum auch bezüglich des Rheines, daß der Reisende, den durch die Wellen des Stromes ein schmucker Dampfer getragen, in der Regel glaubt, er habe den Rhein nun gesehen, er kenne ihn nunmehr ausreichend. Daheim klingt dann die Schilderung so bestimmt, als könne der Strom außer einer Rheinfahrt im Dampfboot Neues fast nicht bieten. Und doch entfaltet gerade der



Straße in Oberstein. (Gefangenen-Thurm.)

„deutseste Strom“, wie alle seine Seitenthäler, seine Schönheit nur am Ufer selbst, nur durch eine Wanderung über seine Höhen von Ort zu Ort, von einem landschaftlichen Bilde zum andern. Gehört doch auch das Leben am Rheine zu den Eigenthümlichkeiten dieses poetischen Stromes, der nicht nur durch seine Nebberge und seine Burgenromantik glänzt.

Vielleicht nirgends sonst mehr bietet sich heute noch in Deutschen Reiche eine so wunderbare Erinnerung an die frühere Vielherrschaft im lieben Vaterlande, als hier an den Ufern der Nahe. Durch eine zwanzig Jahre lang dauernde Herrschaft Frankreichs am linken Rheinufer bildete sich eine sonderbare Gestaltung der Besitzverhältnisse hier heraus, zu deren Regelung selbst die Neuzeit es nicht ermöglicht hat, klare Bahn zu schaffen. Vier deutsche Staaten: Preußen, Bayern, Hessen-Darmstadt und Oldenburg grenzen hier und so wechselt der Fluß auf dem linken Ufer zweimal, auf dem rechten sechsmal den Herrn, und da Grenzpfähle die Unterscheidung nicht überall sichtlich darthun, so weiß der weniger unterrichtete Reisende hier in der That nicht, ob er zeitweilig in Preußen, Bayern, Oldenburg oder in Hessen verweilt und nur die Ueberzeugung, daß gerade hier in der Nähe (bei Spichern) die ersten Würfel fielen, welche das Deutsche Reich endgültig einigten, vermag über diese Betrachtung tröstend hinweg zu helfen.

Auch Geologen finden hier besondere Erscheinungen. Die Gegend, welche wir heute unseren freundlichen Lesern vorführen, ist ganz besonders hervorragend durch das Vorkommen von Porphyry, Melaphyr und Diorit — hat sich doch hier eine lange Zeit hindurch bis auf unsere Tage eine wichtige Industrie entwickelt: die Achatschleiferei und die künstlerische Verwertung und Ausbeutung des hier gefundenen und des zum Theil hierher verfrachteten Gesteins.

Ein ernstes Völkchen ist's, das hier droben seine Heimath hat, ernster als der lebenslustige Nachbar, der Rheingauer. Und wenn auch ziemlich weit hinauf der Weinbau an der Nahe betrieben wird, so hochwerthig ist weder der Ertrag der Rebe, noch so geisteserweckend der Traubensaft der Naheberge, wie jener des Rheines, denn der das Nahethal an der Mündung beherrschende „Scharlachberg“ ist ebenso sehr ein Rheinwein, wie er mit Zug und Recht auch als Nahewein bezeichnet werden kann.

Schlicht und einfach ist der Landmann hier, denn „selbst gesponnen, selbst gemacht — ist die beste Bauerntracht!“ und von dem rastlos sich mühenden Arbeiter der Kohlenbergwerke, dem nächsten Nachbar der Nahegegend nach den Vogesen zu, lernt der Bewohner des Mittel-Nahegebietes nicht eben die Ansprüche des Luxus und der Ueberfülle

kennen. Wohl bringt der Strom der Reisenden seit Erbauung der Rhein-Nahebahn mehr Leben und Bewegung an diese Ufer als ehemals, aber meist nur an einzelne Punkte, welche als „Bäder-Ausflüge“ gelten — es sei denn, daß ein Marpinger Wunder, wie vor Jahren, ganze Ströme frommer und neugieriger Wanderer Nahe-aufwärts zieht. — Das seiner Zeit vielberufene Marpingen nämlich liegt in nächster Nähe des Nahegebietes, bei St. Wendel. Von Erscheinungen weiß man dort nichts mehr und die Gegend ist wieder der einstigen Stille und Einsamkeit verfallen. Genüßreich gestaltet sich eine Wanderung jedenfalls für den Freund der Geschichte und den Landschaftler, folgt man dem Fluß stromauf oder stromab. Klöster und Klosterreste (Disibodenberg, Abtei Sponheim), Burgen und Burgreste (Waldböckelheim, wo Heinrich IV. gefangen saß, Rheingrafenstein, Ebernburg, Koppenstein, Martinstein und Frauenburg), ja Schlösser wie Schloß Daun predigen Geschichte, an Alterthum, Mittelalter und neuere Zeit in wechselnden Bildern.

Wenn wir heute das freundliche Oberstein insbesondere berücksichtigen, so geschieht es eben deshalb, weil der Fremde sich in der Regel mit dem Blick vom Bahnhof aus genügen läßt — wenige Minuten, die ihm der vorübereilende Bahnzug zum Verweilen gestattet. Daß dies ein touristisches Versäumniß, zeigt ein Blick auf das anschauliche Bild unseres Zeichners, welches uns in naturwahrer Darstellung eine Straße im Städtchen Oberstein vergegenwärtigt. Es sind nicht nur, wie der freundliche Leser sieht, die älteren Städte in Mitteldeutschland oder am Rheinstrom, welche charakteristische Gebäudereihen sich bis heute bewahrt haben. Paläste sind es freilich nicht, sondern schlichte und einfache Heimstätten, in denen die Speisefarte — antistephanisch ausgedrückt: das Menu — sich mit dem Sprüchlein wiedergeben läßt:

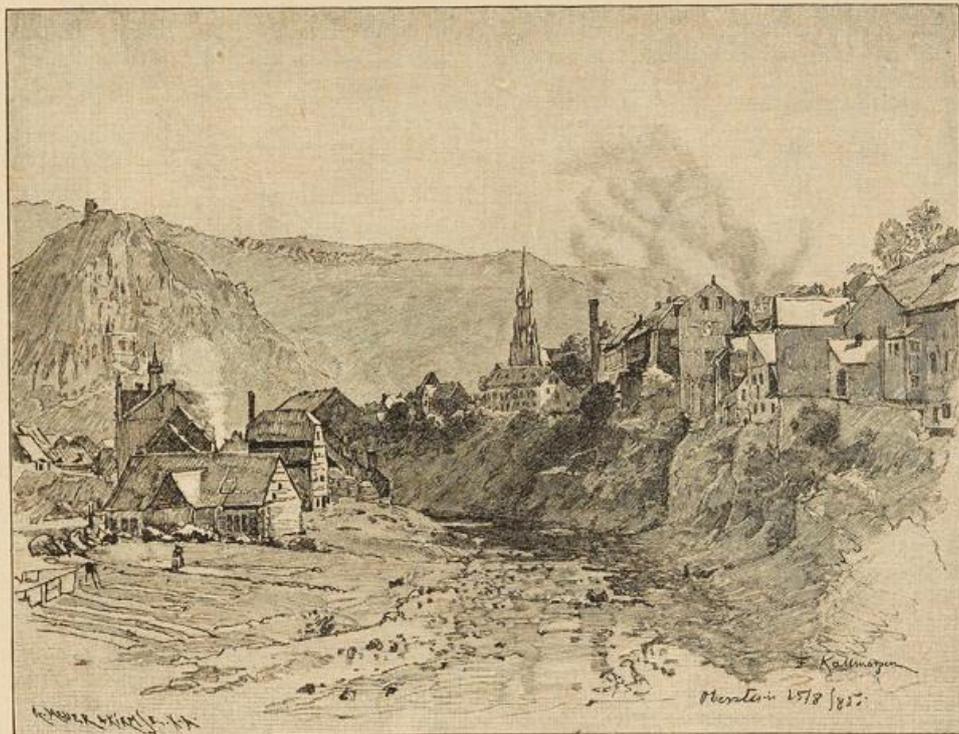
„Morgens rund, Mittags gestampft,
Abends in Scheiben, dabei soll's bleiben,
Das ist gesund!“

Denn diese Wandlung und Abwechslung gestattet die Kartoffel dem biedern Bewohner an der Nahe allerwegen.

Das Städtchen selbst hängt gleichsam am Berge, der in steiler Felsenmasse hinaufstrebt, weithin gekrönt von Waldung, so urwaldlich noch und im Allgemeinen so wenig gekannt, daß der Name des Waldgebirges fast befremdlich zum Ohre klingt: Der Winterhauch! — Und in der That, der Name entspricht dem Charakter des rauhen Waldes. Der Name Zdarwald, nach dem Bache Zdar, der ein Seitenthal der Nahe lustig durchläuft, klingt schon beruhigender und er ist in Wahrheit auch weniger

schaurig und einsam, als der dunkelgrüne Nachbar, von dem herab die Wildenburg hinunter in's Thalgelände grüßt. Darin aber stimmen alle Beschauer überein, daß die ganze Landschaft von Oberstein eigenartig, daß das Städtchen selbst einzig genannt werden darf. Denn über der sonderbaren Felsenkirche, die wie in den Bergfels eingeklemmt erscheint, thronen die Trümmer der alten Burg und über diesen — noch höher — durch eine Thalfenkung geschieden, das sogenannte neue Schloß, welches durch eine Feuersbrunst vor etwa 60 Jahren zerstört worden ist.

Oberstein als Sitz erwählte und sich als Herr von Dhaun und Oberstein erklärte. 1598 kam Oberstein an die Falkensteiner vom Donnersberge, und als auch diese Linie erlosch, fiel seit 1669 die alte Burg gänzlich. In dem Jahre 1765 kam Oberstein, nachdem es die Herren von Leiningen-Dachsburg und die Grafen von Limburg-Styrum besaßen, in den Besitz des Kurstuhls Trier und bildete eines der 52 Aemter des Kurfürstenthums; das Amt gehörte zum oberen Erzstift. 1801, während der Revolutionszeit, zählte das Städtchen zum Saardepartement, kam 1814 unter das General-



Oberstein.

Die Stadt trägt ihren Namen von dem „oberen Stein“, der Burg über der Felscapelle, welche zur Unterscheidung vom Wartenstein, Stein vom Callenfels, Martinstein, dem Stein bei Münster, dem „unteren“ Stein (Rheingrafenstein), so genannt wurde. Schon um 1075 wird die Burg urkundlich erwähnt, und 1194 ward die sogenannte neue Burg (das neue Schloß) über der alten von Werner und Eberhard von Oberstein errichtet. Die Erbauer theilten sich in den Besitz der beiden Befest., aber Eberhard starb und sein Besitz fiel 1270 an Ulrich III. von Dhaun, der nunmehr

Gouvernement vom „Mittelrhein“ und 1816 an die preussische Regierung, um 1817 dem Oldenburgischen Fürstenthum Birkenfeld zugetheilt zu werden. Und so mag es dem Reisenden verwunderlich und doch erklärlich erscheinen, wenn er Abends in der Post zu Oberstein, oder in dem freundlichen Casino des Ortes, inmitten des zum Theil recht rheinisch klingenden Dialectes, Gruppen in dem naturwüchsigen Dialecte Fritz Reuter's plaudern hört. Es sind die Beamten des Fürstenthums, welche die nordische Heimath nicht verleugnen können.

„Habt Ihr gefeh'n das Kirchlein ragen
An jäher Wand, so knapp gebaut,
Und drüber hoch die Wolken jagen
Um's Ritterchloß, im Sturm ergraut.
Und unten tief die Hütten zagen
Von droh'nden Felsen überschaut,
So hat ein unbekanntes Bangen,
Ein heimlich Grauen Euch umfangan.“

Sie ist in der That eine Merkwürdigkeit, diese Felsenkirche von Oberstein, deren Thurmspitze sich vollständig an das Melaphyrgestein anlehnt. Sie soll von Weyrich dem VIII. von Dhaun und Oberstein etwa 1482 erbaut worden sein, weil das ältere Gotteshaus drunten an der Straße dem Einsturz drohte. Auf einem terrassenartig angelegten Treppenwege gelangt man hinauf zur Pforte. Im Innern findet sich nahe dem Eingange ein Grabstein mit einem Ritter in Lebensgröße, der als Erbauer derselben ausgegeben wird. Eine dem Felsgestein entspringende Quelle in der Kirche selbst, spendet ein treffliches Trinkwasser. Auch ein altes Gemälde ist leidlich erhalten. Erhellung wird der Raum — reichend für nahe 800 Personen — nur durch zwei auf der äußeren Seite angebrachte Fenster, die zum Theil mit Glasgemälden geschmückt sind. Im

Muttergestein selbst finden sich Moosbildungen und nicht leicht wohl trifft man irgendwo ein eigenartigeres Gotteshaus. Zur Zeit benutzt die Kirche die kleine evangelische Gemeinde, obwohl erstere durchaus katholischen Ursprungs ist. Die katholische Gemeinde hat sich ein eigenes hübsches Gotteshaus aus dunkelrothem Melaphyr dicht an der Eisenbahn und nahe dem Bahnhofe errichtet. Die ganze Einwohnergemeinde zählt überhaupt nur etwa 5000 Seelen.

Es ist eine wunderbare Sage die sich an diese eigenthümliche Kirche knüpft, oder noch besser eine Sage, welche dem Kirchlein selbst wohl ihre Entstehung verdankt, ganz entsprechend dem frommen Sinne der Bevölkerung. Die Sage erinnert an jene von Heint. Heine (die feindlichen Brüder) bei den Brudersburgen Liebenstein und Sterrenberg am

Rhein poetisch behandelte und ist wohl werth, daß sie aufbewahrt werde. Auch sie hat ihre Dichter in Simrock und Gustav Pfarricus gefunden.

Im 11. Jahrhundert besaßen die Burg Oberstein zwei Brüder, Wyrich und Emich, die Söhne Wyrichs, des VII. in der Reihe der Obersteiner Grafen.

Emich war in heißer Liebe zur Tochter des benachbarten Lichtenbergers, Bertha, entbrannt und fand Unterstützung in seinen Bewerbungen durch den Vater. Nur knüpfte der alte Lichtenberger an seine Zusage die Bedingung: Emich möge zuvor bei dem Kurfürsten von Trier erwirken, daß seine Güter im Manneslehen auf die Tochter oder den Gatten mit übergehen sollten. Emich zog deshalb

gen Trier und in seiner Abwesenheit gelangte sein Bruder Wyrich, auf der Jagd nach einem Edelhirsch, in die Nähe der Burg Lichtenberg. Müde von der Jagd leitete er das Ross den Burgweg hinauf und ward dort von Bertha als Bruder des heimlich Geliebten freudig willkommen geheißen. Der Ritter selbst hatte keine Wissenschaft von dem geheimen Bande, welches das Burgfräulein mit dem fernen Emich verband. Ihre Zu-



Eisenbahnbrücke bei Oberstein.

vorkommenheit mißdeutend entbrannte auch er in heißer Liebe für die Schöne. Der Gedanke, sie nicht sein eigen nennen zu dürfen, war für ihn ausgeschlossen. Da kehrte Emich von Trier auf die väterliche Burg Oberstein zurück und pries dem Bruder sein hohes Glück, theilte mit, daß er alle seine Wünsche erreicht und daß nunmehr seiner frohen Zukunft nichts mehr im Wege. Während fällt der enttäuschte Wyrich über den jüngeren Bruder her und denselben erfassend, trägt oder schleift er ihn, sinnlos durch Eifersucht, dem offenen Fenster zu und stürzt ihn in die grausige Tiefe.

Starr steht er nach vollendeter That, jammernd um den verlorenen Bruder flieht er die väterlichen Hallen und sucht Trost im Kloster von St. Jacob in Mainz. Vergeblich! Auch im Kampfe meidet

th, daß
Dichter

g Ober-
Söhne
ersteiner

ter des

ant und

n durch

rger an

zuvor

st seine

der den

deßhalb

zte sein

Wyrich,

Jagd

m Edel-

ie Nähe

g Lich-

Müde

Jagd

r das

Burg-

uf und

rt von

ls Bru-

heimlich

freudig

en ge-

der Rit-

hatte

enschaft

gehei-

de, wel-

Burg-

mit dem

ich ver-

re Zu-

er in

ie nicht

ausge-

uf die

s dem

er alle

seiner

üttend

i Bru-

schleift

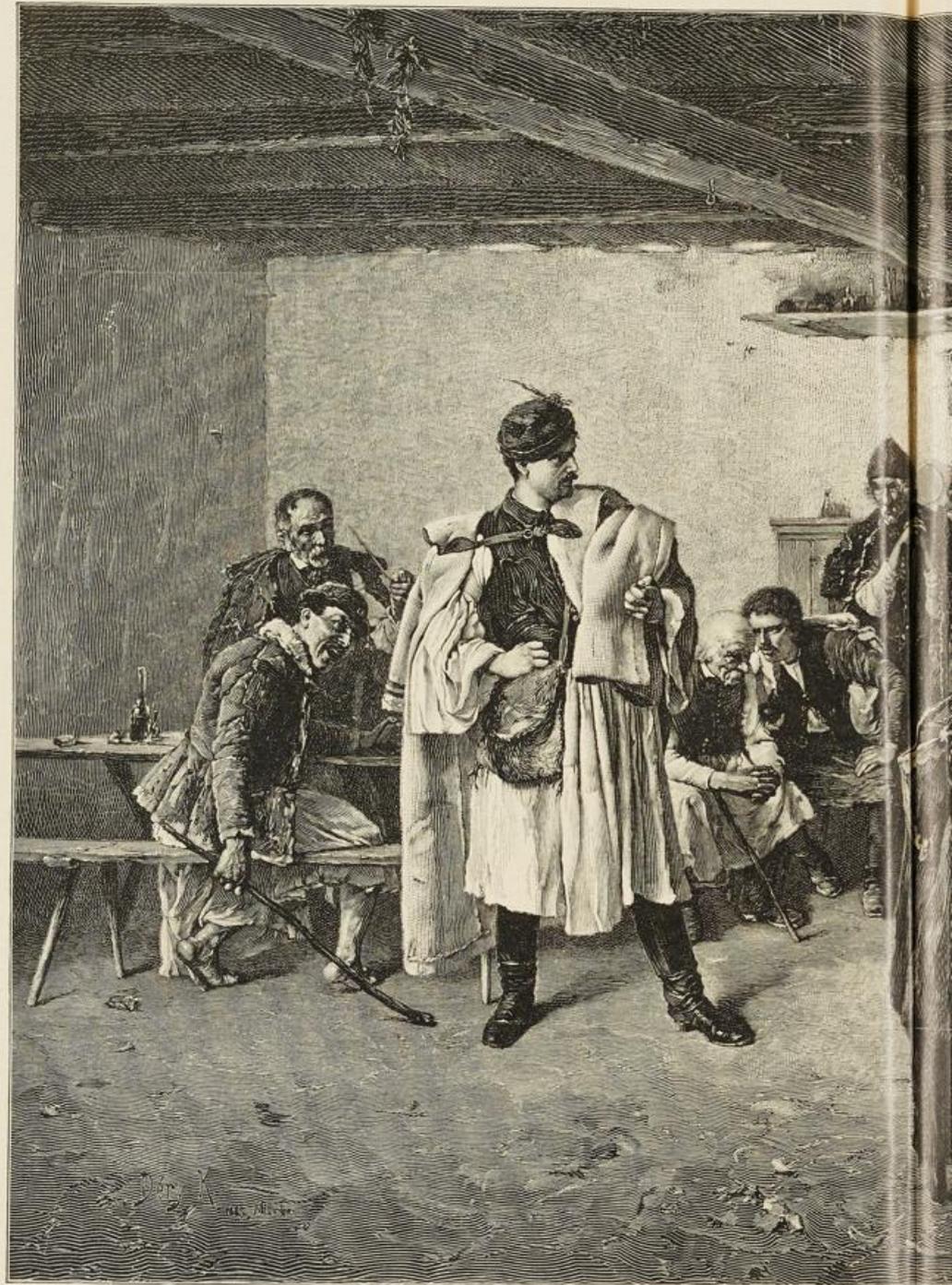
a Jen-

mernd

elichen

Jacob

meidet



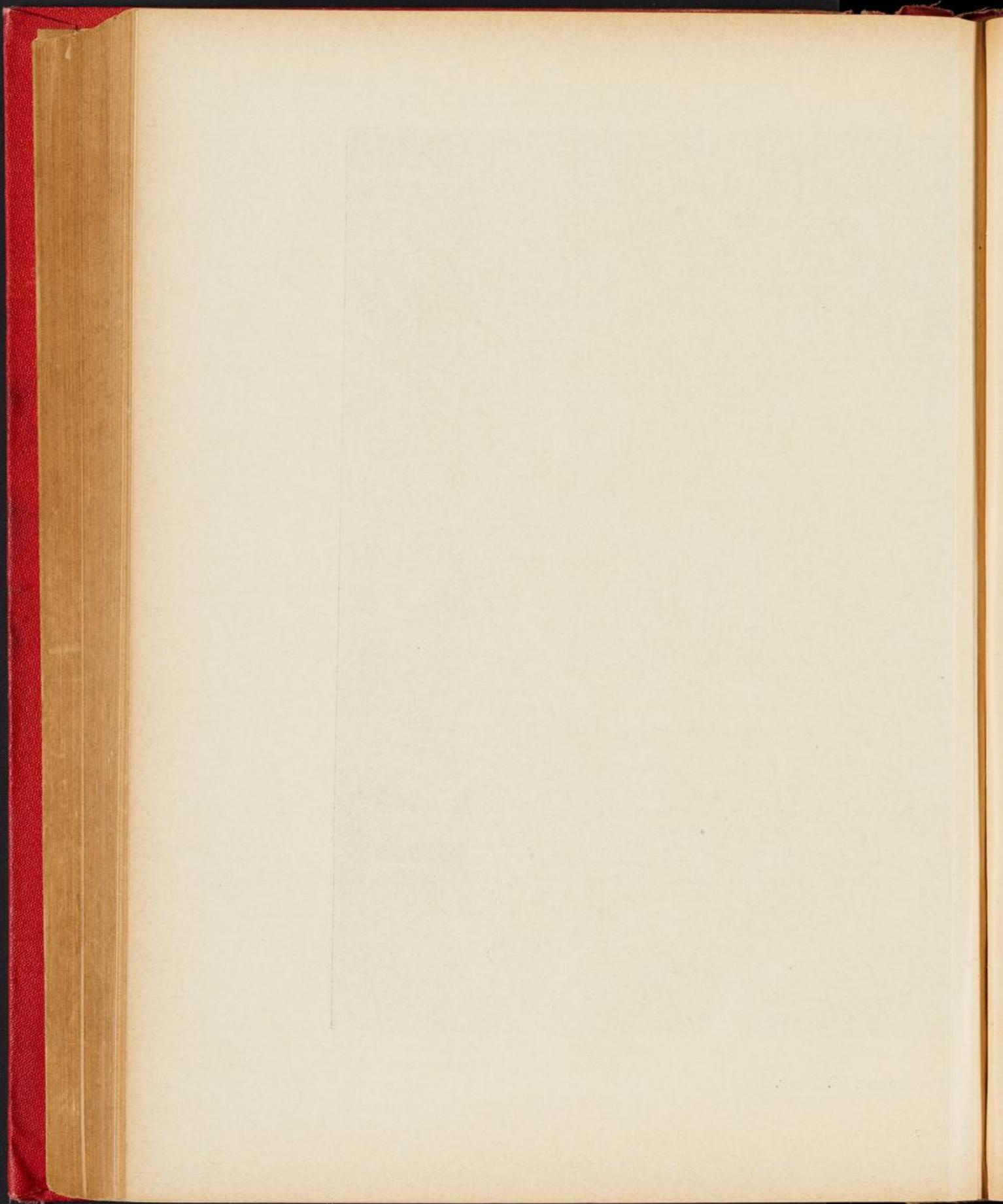
Herausforderung. Nach dem

Verlag der Photographischen



ng. Nach dem Gemälde von K. Déry.

der Photographischen Union, München.



ihn der sehulichst herbei gewünschte Tod. Von Jerusalem kehrt er heim zur Nahe und betet fromm im Kloster Disibodenberg. Hier ruht Bertha, welche in Betrübniß dahingeshieden. Verloren ist für immer der Preis seiner Unthat, und nachdem er dem Abt des Klosters seinen Frevel gebeichtet, ermahnt ihn dieser: zur Sühne der schweren Schuld den Fels der seinem Bruder den Tod gebracht, durch Errichtung einer Kirche dem Herrn zu weihen. Und Tag und Nacht unter Beten und Kasteiung arbeitet Wyrich mit eigenen Händen in dem harten Gesteine.

„Er hämmert fleißig den Tag und die Nächte
Und sank ihm ermattet die nervige Rechte,
Du büßest, gedacht er, den Brudermord
Und hämmerte wieder und hämmerte fort.“

Und als sich die Höhlung nach und nach zur Kirche gestaltete, läßt er in dem Raume täglich dem Andenten des Bruders ein Messopfer bringen. — Die Ueberreste des Ermordeten wurden am Tage der Einweihung, in einer Gruft unter dem Altar beigelegt:

„Und in der Höhlung weitem Schatten
Da ragte bald ein Christusbild,
Und eh' ein halbes Jahr vergangen,
Sah' man das Kirchlein droben prangen.
Doch als zum ersten Festvereine
Hinauf das Volk in Schaaren lief,
Da lag er still im Kerzenscheine
Des reichen Hochaltars und schlief,
Und als der Diener der Gemeinde
Ihn dreimal sanft beim Namen rief,
Da war in sehndem Verlangen
Er schon zum Bruder heimgegangen.“

G. Pfarrius.

Und beide Brüder umfaßt nun droben ein gemeinsames Grab. Nach den Inschriften der Grabmale waren die Brüder den Wildgrafen verwandt. Simrod hörte diese jedenfalls sinnige Sage, von dem Küster der Kirche eines Tages weniger tragisch und ernst erzählen. Da diese andere Lesart in dessen darthut, wie Sagen entstehen können, so wollen wir auch diese den freundlichen Lesern nicht vorenthalten. Der Küster erklärte: „Der eine Bruder konnte die Ragen nicht leiden, der andere steckte ihm einen alten Kater in einen Stiefel, der grausam kreischte und spauchte, als der Graf mit dem Bein hineinfuhr, und das war die Ursache.“ — daß Wyrich den Emich — übrigens Namen die dem Grafengeschlecht lange Zeit eigen — von den Zinnen der Burg hinabstürzte. Und diese wunderbare Katergeschichte hat, so wenig poetisch der Stoff auch scheint, Simrod in trefflichen Versen zu einer seiner poetischsten Gaben gestaltet.

Seit die Rhein-Nahabahn das eiserne Band durch die Bergschluchten und Thalgelände der Nahe gelegt, gesellen sich den Erinnerungen an eine frühere Zeit, auch Kunstbauten der Neuzeit hinzu, und wenn

II. 2.



Der gefallene Fels bei Oberstein.

schon die Eisenbahnstrecke Bingen-Saarbrücken heute in ihrer anfänglich bewunderten bautechnischen Bedeutung längst durch Großartigeres überholt ist, die zehn Tunnel, die Dämme an der Nahe, die Viaducte lassen sich immer noch als stattliche Werke der Baukunst bezeichnen. Brücken und hochstrebende Verbindungsbauten folgen sich kurzgedrängt, und nicht ohne materiellen Eindruck ist eine Brücke kunstreicher Construction nahe dem Städtchen Oberstein, welche uns der Künstler in treuer Wiedergabe heute bietet.

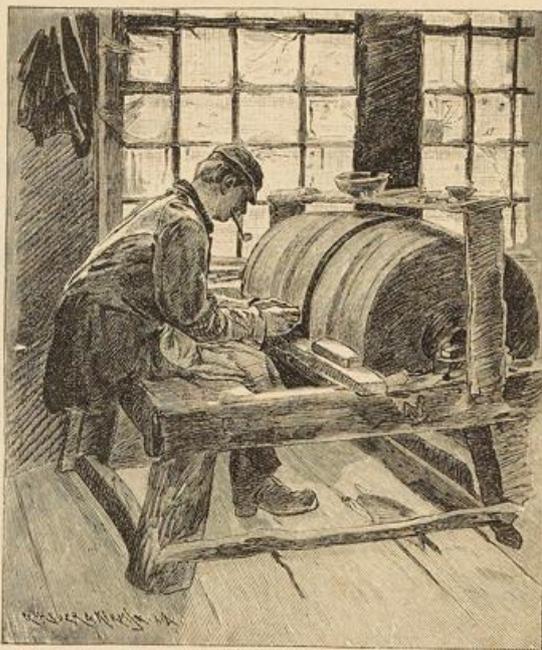
Und wandern wir nur wenige Minuten vom Bahnhof der Nahe entlang abwärts, so finden wir dicht bei dem etwa zweihundert Meter langen „Ge-fallenenfels-Tunnel“, der durch ein sehr festes Gestein (Porphyr und Kieselconglomerat) getrieben werden mußte, den „gefallenen Fels“ und drunter, halb in den Felsen eingeklemmt ein kleines Hüttchen „Zuhr's Hütte“ genannt, welches fast furchterregend zwischen herabgestürztem mächtigen Gestein eingezwängt ist. Das Hüttchen entspricht ganz dem wunderbaren Charakter der Gegend, dem auch die Erinnerung an eine gewisse Räuber-Romantik nicht fehlt, hauste doch in dem nahen Fischbadthale lange Zeit der berühmte „Schinderhannes“. Kaum bleibt hier am gefallenen Fels Raum zur Straße, denn der Fluß, von nackten und steilen Gesteinsmassen eingeschlossen, ist von Felsstücken zum Theil überlagert, so daß die Wasser sich häufig mühsam durch die freien Stellen hindurch drängen müssen. Noch

vollen hier und da Stücke der Uferfelsen herab, ein Bild der Revolution und Umbildung in der Natur, wie es nicht überall in gleicher Weise beobachtet werden kann.

Eine Wanderung in das Idarthal ist von höchstem Interesse durch die an den Ufern des gleichnamigen Baches liegenden Achat-schleifereien (nahe vierzig), welche der ganzen Gegend Wohlstand verliehen haben und wohl noch heute, wenn auch in milderem Maße verbleiben. Feldbau und Viehzucht sind hier unbedeutend, da aber die Gegend vor etwa vier Jahrhunderten reich an Achat, Amethyst und Bergkry stall war, so bildete sich hier jene bereits erwähnte Industrie heraus welche lange Zeit hindurch fast nur diesem beschränkten Landstriche eigenthümlich war.

Man will behaupten, daß ein Graf Johann von Saarbrücken im 14. Jahrhundert in Bologna studirt und nach Rückkehr aus Italien, die Achat-schleiferei hier, in dem ihm lebenspflichtigen „Idar-bann“ (Oberstein, Idar, Fischbachthal) nach italienischem Muster eingeführt habe. Eine Verordnung vom Jahre 1497 verfügte, daß der dritte Centner der hier ausgegrabenen Achate der Herrschaft gehöre.

Ende des 16. Jahrhunderts gedieh die Achat-schleiferei unter Philipp Franz von Dhaun und Oberstein zu besonderer Blüthe, denn der Graf gründete selbst Schleifmühlen und erklärte das Handwerk gleich den übrigen Gewerken für zünftig. Reich war damals in dem Porphyr- und Mandelsteingebirge die Ausbeute an Achaten, Amethyst-Drusen, an Bergkry stallen, Würfelzeolithen (Chabasie) und Harmetom (Kreuzstein). Alle Messen: Frankfurt, Nürnberg, Leipzig wurden von den fleißigen Händlern und Vermittlern der Gegend bezogen und Wohlstand lehrte ein, wo bis dahin Armuth geherrscht. Die Production aber nahm überhand und so beschränkte eine Verordnung vom 16. Januar 1609 die Erlernung der Schleifkunst auf die Meisterjöhne, sie verbot die Ausübung des Schleifens bei Nacht und Licht u. s. f. Vor etwa



Am Polier-Mod.
Achat-schleifer im Idarthal.

50 Jahren aber nahm der bisherige Reichtum des Materials ab, die Berge waren erschöpft, das Rohmaterial war zum Theil unrichtig und schlenderhaft verworthen worden. Da wollte es der Zufall, daß um 1827 nach Brasilien überfiedelte frühere Bewohner der Gegend dort reiche Lager von Achat in losem Geschiebe an den Flußufern fanden. Von da ab bis heute treffen große Ladungen solcher Rohsteine aus Brasilien in Oberstein und Idar ein, so daß das Steingraben in der Gegend ganz aufgegeben worden ist. Anfänglich stellten die Gesteine sich sehr billig, da sie zum Theil als Ballast ver-

bezogen werden konnten. Das freilich hat sich geändert, wohl aber vermag Kunst und Wissenschaft den Steinen eine künstliche Färbung zu geben. Diese wird hergestellt durch Wärme, durch Brennen im Feuer, durch Honig, Schwefelsäure und ähnliche Mittel und Chalcedon, Onyx und Carneol in schwacher Farbe, werden auf diese Art in den prächtigsten Lichtern und Schattirungen hervorgehoben. Die Schweiz liefert jetzt viel Bergkry stall und auch Topas und Zoisit, Steine aus Aegypten, werden vielfach verarbeitet. Zu den Fassungen dieser zum Theil halbedeln Steine benutzte man anfänglich im Feuer vergoldeten Tombak, bis dieses Material den neueren Metallen und besserer Vergoldung (vergoldeter Bronze) wich. „Obersteiner Gold“ war eine besondere Bezeichnung für diese Fassungen und es fehlte früher und fehlt auch heute nicht an thatfächlichen Kunstwerken der hiesigen Industrie; alte Stücke derselben schmücken zur Zeit noch gar manche Kunstsammlung der Liebhaber und Kenner.

Diese Industrie ernährte seiner Zeit wohl 1000 Familien und etwa 6000 Personen in dem ganzen Districte, während heute diese Zahl wesentlich zurückgegangen ist. Die materielle Sicherung verschafften dem Obersteiner den Ruf eines lebenslustigen, aber auch den des unverdrossenen, sich schwer mühenden Arbeiters, denn ein härteres Brod in doppelter Beziehung gab und giebt es

wohl kaum, als jenes des Obersteiner und Zbarer Schleifers.

Hart und spröde ist das Gestein, mühsam wird der Druck der Krystalle auf die durch Wasser getriebenen Schleifsteine mit Hand und Körperkraft ausgeübt, Brust und Hüfte werden fest angestemmt und nicht alle Schleifer arbeiten sitzend, wie uns unser Bild dies zeigt. Bis auf die neueste Zeit wurden viele der Steine auf dem Bauche liegend, gegen die rotirenden runden und harten Steine der Schleife gedrückt und stunden- und tagelang verharrete der Arbeiter in dieser Lage, feucht werdend von dem spritzenden Gewässer des treibenden Baches, triefend von sauerem Schweiß in Folge der körperlichen Anstrengung. Dafür erhielt aber auch mancher

hervortreten, aus Unscheinbarem wird man den werdenden Schmuck hervorleuchten sehen.

Eine Reise ist das freundliche Stück Erde, sind Oberstein und Zbar wohl werth. Eine kurze Wanderung führt von Oberstein, welches nur eine Hauptstraße besitzt, am linken Ufer der Nahe an die Mündung der Zbar und durch's anheimelnde Zbarthal und am Ziel der Wanderung, in Zbar selbst, findet der Beschauer in einer seit etwa fünfzehen Jahren errichteten Gewerbehalle eine reiche Ausstellung der mannigfachsten Achate und Gesteine und aller Gegenstände, welche Kunst und Fleiß aus diesem Material und Obersteiner Gold zu schaffen vermögen.

Und wer höher hinauf wandern kann, um einen



Zbar.

tüchtige Arbeiter. bis zu drei Thalern Lohn für den Tag. Diese gute Zeit ist vorüber, ebenso wie jene für eine andere Industrie des Thales, für die Anfertigung von Papierdosen, welche hier eine Zeitlang im Schwunge war. Maschinelle Vorrichtungen haben das Arbeiten auf dem Bauche liegend allerdings mehr und mehr verringert, aber auch den Lohn wesentlich herabgedrückt.

Wer indessen das freundliche Zbarthal durchwandert, der säume nicht in eine Schleiferei einzutreten. Der Fremdling ist überall willkommen. Nicht ohne das höchste Interesse wird man die Thätigkeit der geschickten Leute verfolgen und aus dem trüben Gestein sieht man staunend den Glanz

Blick auf die Berge und Niederungen der Nahegend zu werfen, der scheue die Mühe nicht. Liegt doch da droben, 700 Meter hoch, am Fuße der dunkelbewaldeten Kuppel der Wildenburg, ein freundliches Försterhaus als der höchste bewohnte Punkt der ganzen Rheinprovinz, streift doch dort droben der Blick bis hinüber zu den Höhen des Obenwaldes:

„Wer hier einst hingedämmert gold'ne Tage,
Den läßt ihr ewig junger Reiz nicht los;
Dem Rheine fern, erhebt er stille Klage,
Und wenn er kann, so kehrt er in den Schooß
Von diesen Thälern, Au'n, Weingärten, Klippen
Zu theilen frischer Menschen frohes Loos!“ —

Im Sackzack.

Kleine Erlebnisse eines Weltreisenden.

Von

Frank-Harkuf.

I.

Eine spanische Idylle.

Fürchten Sie sich nicht! Ich bin kein gelehrter Reisender. Ich lasse meine Bücher zu Hause. Ich sehe nur den Himmel und die Wolken; die Berge, Blumen und Bäume; das Meer und die Menschen. Vor Allem die Menschen, die athmenden, lebenden Menschen. Alles was da gestorben ist — *requiescat in pace!*

Was ist mir ein Schlachtfeld? Ich wandle ruhig darüber hinweg, höre nur die Lerche trillern, während sie sich hoch in die Lüfte schwingt, sehe nur, wie die ersten Primeln schüchtern ihre gelben Blüthenkelche über den zartgekränkelten Blättern öffnen, und athme befriedigt ihren Duft ein, welcher den kommenden Frühling verkündet. Was kümmern mich die gefallenen Helden, deren Gebeine ruhig unter der frischgrünen Rasendecke der Auferstehung harren? Sie schlummern in Frieden, ihr Kampf ist ausgekämpft. Was sie gethan, warum sie es gethan, steht lang und breit in den Büchern, Seite so und so viel. Schlagen Sie Ihren Bändel auf. —

Unter mir rauscht rollend der weite Ocean. Der Westwind jagt die weißschäumenden Wogen gegen die felsige Küste. Donnernd bricht der Gischt haushoch empor. Fern im Westen verschwimmen in bläulichem Dufte die Umrisse der cantabrischen Berge.

Ueber mir, von dem Mauerkranze eines runden Thürmchens, weht stolz die rothgelbe hispanische Flagge. Durch eine enge Luke späht ein Küstenwächter mit seinem alten, langen, pergamentumkleideten Fernrohr. Ein kleines Fahrzeug schaukelt sich weit draußen auf hoher See. Nieht die Spürnase über mir den Tabak, welchen der verwegene Seemann irgendwo an die verbotene Küste zu schmuggeln hofft?

Die Luft ist warm und wonnig. Die Sonne wirft ihr goldenes Licht über Meer und Land. Wolkenschatten gleiten eilend darüber hin. Weiße Möven kreisen krächzend über der Fluth. Wir wandeln gemächlich den sanft ansteigenden Pfad hinan, welcher sich um die Bergveste schlängelt. Wir, nämlich mein Freund und ich.

Vor drei kurzen Tagen sausten wir, vom Dampfroß gezogen über die schneebedeckten Ebenen des Deutschen Reiches. Alles in ein dichtes, weißes Leichentuch gehüllt. Die Menschen draußen froren. Bis nahe an das alte, ehrwürdige Köln schaute es so winterlich aus. Dann verschwand der Schnee, aber es ward nicht wärmer. Auch die Franzosen froren noch. Ueber der Garonne bei Bordeaux lag ein dichter, kalter Nebel. Als wir aber in die Kieferwälder des sandigen Landes kamen, da brach die liebe Sonne durch den dichten Schleier und wir athmeten mit vollen Lungen den aromatischen Duft der harzigen Bäume.

Bei Bayonne — wo man das Bayonnette erfand — fing der Frühling an. Löwenzahn und Primeln blühten an der Wegseite.

Die Pyrenäen versperrten den südlichen Horizont; tiefpurpurn, von zackigen Felsköpfen überragt. Ganz fern im Osten leuchtet, auf einen Augenblick nur, die eisige Spitze des *Pic du midi* auf. Dann verschwindet sie wieder hinter den Bäumen und sanft anschwellenden Hügeln des Vorlandes.

Rechts öffnet sich ein Blick auf das atlantische Meer. Es ist in Hochfluth. Die Brandung donnert ungestüm gegen den Strand. Steile Felsnadeln stehen in den Wogen als vorgeschobene Posten auf einsamer Küstenwacht. Zetzt den Kopf heraus und rückwärts geschaut! Dort sieht man am Strande

die stolzen Gebäude des Mode-Seebades Biarritz, welches die Laune der modernen Niobe, die ihren Lebensabend comfortabel im gastlichen England vertrauert, aus einem armseligen baskischen Fischerdörfchen geschaffen hat.

Das Kaiserreich ist gefallen, aber Biarritz regiert noch.

O, die herrliche Seeluft! Mein Freund, welcher Hunger hat, sagt, sie rieche nach Austern und Hummeralat. Er mag Recht haben.

St. Jean de Luz! Draußen auf dem Perron stehen baskische Weiber, bunte Tücher um das reiche Hinterhaar geschlungen, baskische Männer in Blousen mit der blauen, flachen, aus feiner Wolle gefilzten Boina auf den runden Köpfen. Scharfgezeichnete, nicht unschöne Gesichter, gedrungene aber doch bewegliche Gestalten, zäh an Körper und Geist, wie die knorrigen Eichen ihrer Berge.

Die Leute sprechen in ihrer uralten, barsch klingenden Sprache. Kein Wunder, daß, wie einst die Römer es einem römischen Munde nicht für möglich erachteten, daß er das Baskische aussprechen könne, so auch die modernen Spanier die Sprache nicht lernen können. „Berrückte Sprache,“ sagte der andalusische Wipbold; „Salomon schreiben sie das Wort und Nabuchodonosor sprechen sie es aus.“

Hendaye, die französische Grenzstation. Wir rollen über die Bidassoa und sind in Spanien, in Feun. Man sieht, riecht und fühlt es, daß man in Spanien ist. Aber man kann sich an Alles gewöhnen, auch an Spanien, und am Ende findet man gar, daß Land und Leute nicht so übel sind.

Das Gepäck wird untersucht, nicht allzustrenge, der Zug setzt sich endlich wieder in Bewegung und eine Stunde später sind wir in San Sebastian, dem Mode-Seebad der spanischen Aristokratie, angelangt.

Die liebe, warme Sonne lockt uns in's Freie. Am Strande entlang, an den im Winter leerstehenden Prachtbauten vorbei, gelangen wir an den Pfad, der um den Hügel führt, von welchem das alte Castell drohend, aber ungefährlich auf See und Stadt hinabschaut. Zwar sind die Bäume, trotz der schwellenden Knospen, noch kahl, aber das Gras ist herrlich grün, und die ersten Blumen blühen, Primeln, Veilchen und Maastliebchen.

Während ich hinaus auf die rollende See schaue und das Schiffelein verfolge, welches wie trunken auf den Wogen taumelt, erst kaum den wehenden Wimpel zeigt und im Augenblick darauf schier aus den Fluthen zu hüpfen scheint, beschäftigt mein Freund die altersschwachen Geschütze einer Strand-Batterie.

„Morsch und verkauft, wie das ganze spanische Staats-Gebäude.“

„Je näher dem Verfall, um so näher der

Wiedererhebung,“ entgegnete ich, denn ich liebe Spanien, Land und Volk.

Darüber gab es eine kleine Debatte. Wir schritten, eifrig sprechend, fürbaß und ehe wir es uns versahen, waren wir an die ephenüberwachsene, enge Pforte und an die noch engere Straße gekommen, welche abwärts in den nördlichen Stadttheil führt. Wir hatten den Hügel umwandert.

Unter dem Thor, hinter dem herabhängenden Ephen, im tiefen Schatten blieben wir stehen. Wir sehen ein kleines Haus, und aus einem kleinen Fenster im ersten Stock schaut ein Mädchenkopf heraus. Ein herrlicher Kopf, das reiche, schwarze Haar in zierlichen Flechten und Lockchen über Stirn und Wangen geordnet. Das Kinn ist auf die kleine, weiße Hand gestützt. Die dunkeln Augen blitzen.

Gegenüber dem Fenster, auf der andern Seite der Straße, gegen die Mauer gelehnt, steht ein junger Bursche und dreht sich eine Cigarette.

„Halt,“ flüsterte ich zu meinem Freunde, „warten wir ein wenig. Hier ist ein Liebespaar.“

„Was Ihnen nicht Alles einfällt,“ brummt mein Freund. Aber er wartet. Ueber uns fallen die Sonnenstrahlen in die enge Straße. Die Fensterscheiben blitzen wie Diamanten und die Kleine hält sich die Hand vor die Augen.

„Weint sie?“ frage ich flüsternd.

Der Bursche hat endlich seine Cigarette fertig gedreht, zündet sie an, steckt seine Hände in die rote Schärpe, welche ihn umgürtet, und wendet sich um. Ein hübscher Kerl, Seemann, wie es scheint. Dann blickt er zu ihr hinauf, streicht die Asche von seiner Cigarette ab und raucht wortlos weiter.

So sahen sie sich eine Weile stumm an.

Dann ruft sie mit leiser, bittender Stimme „Carlos!“

Er rührt sich nicht.

„Carlitos!“ ruft sie flehend.

Er raucht ruhig weiter.

„Luz do mi alma (Licht meiner Seele), komme hier unter das Fenster, zu Deiner armen kleinen Carmen. Komme, Freund meines Herzens. Komme. Ich habe Dir etwas Wichtiges zu sagen!“ Sie sieht furchtbar ernst aus, hebt die schönen Brauen und endet im Flüsterton, mit rundem Mündchen: „Ein Geheimniß!“

Antwort: Eine dichte Rauchwolke.

„Du warst sonst so gut zu mir!“ Ihre Stimme zittert, ich glaube wirklich, sie weint. „Warum zürnst Du? Wenn ich Dich beleidigt habe, dann — komme dicht hier unter's Fenster — dann, ich thue es, ich bitte Dich um Verzeihung.“ Sie verbirgt ihr Antlitz hinter den Händen.

Arme Carmen! Trostiger, hartherziger Carlos!

Welcher Schatten ist auf Eure junge Liebe gefallen?

Ich ärgere mich über den Burschen. Fast möchte ich ihn am Arm ergreifen und mit Gewalt zu seiner verschmähten Liebe führen.

„Der abscheuliche Hartkopf!“ flüstere ich zu meinem Freunde.

„Das hat sicher seinen guten Grund,“ antwortet dieser.

Carlos dreht sich eine andere Cigarette. Carmen wendet sich von ihm. Sie schämt sich ihrer Weichheit und beginnt zu singen. Was singt sie? Ich kenne das kleine, andalusische Liedchen und die eigenthümliche, getragene Melodie.

„Cuando muere una rama, Wenn der Ast stirbt,
El tronco siente dolor, Fühlt der Stamm das Weh,
Las raices echan sangre, Die Wurzeln weinen Blut,
De luto viste la flor.“ Es trauert der Blüthen Schnee.

Hartherziger Carlos! Er lacht und raucht ruhig weiter.

„Kommst Du nicht, Carlos?“ ruft sie, indem sie ihn plötzlich mit zornblitzenden Augen anschaut.

„Kommst Du, oder nicht?“

Regt sich endlich ein menschliches Rühren in seiner Brust? Hat die Liebe den Sieg davon getragen?

Er richtet sich kerzengerade auf, wirft die Cigarette weg und spricht: „Vaya, chiquita, que tu me escupes sobre la cabeza, como ayer! Adios, Carmen!“ (Geh', Kleine, daß Du mir auf den Kopf spuckst, wie gestern! Adieu, Carmen!)

Sagt's, dreht ihr den Rücken und geht stolzen Schrittes die Straße hinab.

Und Carmen?

Sie lehnt sich weit aus dem Fenster hinaus und lacht und lacht, daß die weißen Zähne blitzen, und ruft ihm nach: „Du hast's errathen, Carlos!“

Und auch wir lachen laut, so laut, daß sie sich ärgerlich umschaut. Und lachend gehen wir an ihrem Hause vorbei, aber aus Schußweite.



Die Erziehung einer neuen Generation.

Von

Dr. med. Hermann Klenke.

Karl: Jazthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jazt, gehört seit zweihundert Jahren den Herrn von Berlichingen erb- und eigenthümlich zu.

Göy: Kennst Du den Herrn von Berlichingen?

Karl: (sieht ihn starr an).

Göy: (vor sich) Er kennt wohl vor lauter Gelehrsamkeit seinen Vater nicht. Wem gehört Jazthausen?

Karl: Jazthausen ist ein Dorf und Schloß an der Jazt —

Göy: Das frag ich nicht — Ich kannte alle Pfade, Weg und Furten, eh ich wußte wie Fluß, Dorf und Burg hieß. —

Mit diesem Dialog zwischen Göy v. Berlichingen und seinem Sohn Karl verspottet Goethe den Zustand des damaligen Unterrichts: die pedantische Gedächtnißkrämerei, das mechanische Lernen, das schulmäßige Wissen ohne Beziehung auf das Leben.

Wir sind heute im Kreislauf der Zeiten in denselben Fehler verfallen, den Goethe damals bekämpfte, nachdem jene philosophisch angeregte Zeit, die unsere großen Dichter und Denker hervorbrachte, abgelaufen war, sich überlebt hatte und darauf die freie Naturforschung unsere Weltkenntniß in großartiger Weise erweitert hat, ich sage in denselben Fehler, allerdings auf höherer Culturstufe als in Goethes Zeit. Immer wechseln in der Culturgeschichte der Menschheit die zwei Richtungen ab, daß man einmal alles Heil erwartet von Ausbreitung der Kenntnisse, von verstandesmäßigen Wissen und dann wieder auf eine Ueber-sicht über die Gesamtcultur dringt, einheitliche Weltanschauung fordert und auf die Gestaltung des Lebens nach dieser Weltanschauung den Hauptwerth legt.

Als vor 30 Jahren die verknöcherte Philosophie vor der jungen siegreichen Naturforschung die Segel einziehen mußte, der Naturforscher mit jedem Spatenstich ungeahnte Schätze hob, da entstand in Uebertreibung der gesunden Richtung die Meinung: Der Menschheit könne nur geholfen

werden durch das größere reichere Wissen, ein goldenes Zeitalter der Cultur werde heraufgeführt werden durch Verbreitung von Kenntnissen.

Karl Voigt versuchte die Predigten in der Kirche und den Gottesdienst zu ersetzen durch naturwissenschaftliche Vorträge, und als der politische Idealismus in der 1848er Revolution die schwerste Enttäuschung erleben mußte, da gab man das Lösungswort aus: Erst erzieht eine bessere Generation im Geiste der Naturwissenschaft und verbreitet unter dem Volke hinreichende Kenntnisse und Wissen. Als Organ dieser Richtung und dieses Gedankenganges fand die „Gartenlaube“ so schnell eine so große Verbreitung. Sie kam einem Bedürfniß des deutschen Volkes, das sich die Resultate der herrlichen Naturforschung zu eigen machen wollte, entgegen. Aber wenn unser Jahrhundert auf dem Boden der Naturwissenschaft, der Technik und der Erfindungen einen Culturprung gethan hat, so sind diesem Sprunge die Veranstaltungen des moralischen Lebens, so ist die Umgestaltung der sittlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse nicht in gleicher Schnelligkeit erfolgt und unsere Zeit hinkt, weil ihre moralische Stütze kürzer ist als ihr intellectuelles Piedestal, unsere Zeit hinkt, weil Verfassung und Sitte eine Umgestaltung nicht erfahren haben, gemäß den gewaltigen Umgestaltungen und Erschütterungen aller socialen Verhältnisse durch die Maschinen und Maschinenarbeit.

Wenn wir nun heute, wir Söhne des neuerstandenen deutschen Reiches, angesichts unserer gesellschaftlichen Zustände, angesichts einer drohenden socialen Revolution, angesichts der Verfahrenheit unserer politischen Parteiverhältnisse und im Hinblick auf die nervöse blasirte Generation, auf die Zunahme von Irfsinn und Verbrechen und im Bewußtsein der Klagen über die Vernachlässigung der Charakterbildung und das feile Streberthum, über das Verschwinden der echt kindlichen Naivetät bei den Kindern u., ich sage, wenn wir nun in Rücksicht dessen Allen behaupten, jene Richtung, ist heute überlebt, für uns gilt es Anderes zu erstreben, so

möchten wir uns gleich von vornherein verwahren gegen die Anschuldigung, wir wollten also rückwärts, wollten einen Don Quixote-Kampf kämpfen gegen die Wissenschaft. Ganz und gar nicht. Wir behaupten im Gegentheil, ebenso viel Unheil wie von der übertriebenen Betonung des einseitigen Wissens und Ueberschätzung des Verstandes gekommen ist, ebensoviel Unheil als die voreiligen Systematiker der Naturforschung à la Büchner und Moleschott angerichtet haben mit ihrem wüsten Materialismus, ebenso schädlich würde ein Rückwärtsstreben nach den Idealen einer verstoffenen Culturperiode sein mit Vernachlässigung der Wissenschaft und ihrer Resultate. Unser Panier trägt den Spruch: Auf festem naturwissenschaftlichen Boden stehend suchen wir ideale Gipfelung der Naturwissenschaft, Ethik und Aesthetik im neuen Sinne und Reformen unseres inneren Lebens in diesem Geiste. Wir sind auch der Meinung, daß es in der Welt nur besser werden könne durch bessere Erziehung der neuen Generationen. Wie jeder halbwegs Einsichtige, der nur etwas über seine Nasenspitze hinaus zu sehen vermag, halten wir den Eintritt einer socialen Revolution für bald bevorstehend, wenn nicht ernstlich an Reformen gedacht und gegangen wird. Unser Ziel aber ist — o, möchten doch endlich den Gedankenlosen die Augen aufgehen — culturale Ueberwindung der Socialdemokratie, nicht Verlaß auf Kanonen und Gewalt. Wir wollen aber statt der Erziehung zum Mechanismus und Materialismus in ihren seelenverderbenden und geistverrenkenden Consequenzen, statt der systematischen Ausrottung jeder spontanen Seelenbewegung, statt der Erziehung zu reichem Wissen und durch reicheres Wissen, statt der bloßen Verstandesbildung Erziehung zur vernünftigsten Gestaltung des Lebens, zu einer wahrhaft sittlichen gesunden Lebensanschauung, zu gesundem harmonischem Geiste im gesunden Körper betonen, wir wollen, daß sich die Jugend der Phantasie mit der Männlichkeit der Vernunft in einer herrlichen Menschheit paare und schäme die Aufklärung des Verstandes nur hoch, wenn sie auf den Charakter zurückstrahlt, wenn sie mit einer Erhöhung sittlicher Thatkraft sich harmonisch vereint. Wir wollen lieber weniger Männer mit einseitig entwickeltem Talente, die übrigens zur Heerde gehören, aber sich in Folge ihrer ganz partiellen Ueberlegenheit in hohe Stellungen bringen, als vielmehr harmonisch ganze volle Menschen — wahre „Naturen“.

Es ist eine gewaltige und große Zeit, in der wir leben, eine Zeit des Fortschritts auf allen Gebieten, aber noch geht jetzt ein wüster Geist in Deutschland um, der Geist der Genußsucht und Lüge, der äußerlich zwar noch festhält an den idealen Gütern, wie sie sich in Religion und Sitte

verkörpert haben, innerlich aber fertig ist mit allen sogenannten Illusionen und die Welt in Besitz nehmen will zum glühend heißen Genuß. Der Gegensatz zwischen einseitig übertriebenem Materialismus und Socialdemokratie auf der einen Seite und Reaction und Mammonismus auf der andern Seite droht unser Vaterland in zwei feindliche Heerlager zu trennen. Man soll sich hüten immer mehr Anhänger in das Lager der Revolutionäre zu drängen durch schärfere egoistische Anspannung, man hüte sich zu sehr auf die Macht des Heeres zu pochen. Dauernd kann sich nur ein Volk erhalten, das sich auf die Macht der Idee verläßt und innerlich die Krankheiten überwindet, die Säfte verbessert. Dies aber kann nur geschehen durch thatkräftige Reformen auf allen Gebieten. Auf wirthschaftlichem Gebiete hat ja der Reichskanzler mit seiner scharfsinnigen Diagnose die Krankheit erkannt und Reformen angebahnt, noch ist der Gang derselben aber zu schleppend, der Charakter derselben zu akademisch und bureaukratisch.

Wichtiger aber noch als die wirthschaftliche Reform ist die Erweckung eines neuen Geistes in Deutschland, ist die Reform des Geisteslebens, ist die Fortsetzung der Renaissance des 16. Jahrhunderts. Der leitende Gedanke unserer Epoche mehr Wissen und Kenntnisse machte den Menschen auch innerlich freier, vernünftiger, die Befreiung von Vorurtheilen und Verstandesausflügelung werde auch die Menschen sittlich höher stellen, ist als gescheitert anzusehen, wenigstens in der Art und Weise, wie dieser Gedanke in unserem Culturleben zu verwirklichen gesucht wurde. Das Fallen der Schranken, die Aufhebung der mittelalterlichen Einrichtungen, die Aufklärung des Verstandes auf allen Gebieten haben zunächst zwar eine enorme Steigerung der materiellen Cultur und des Wohlstandes hervorgebracht, durchaus aber nicht eine höhere Auffassung der sittlichen Aufgaben des Menschen, eine höhere Sittlichkeit und Charaktererziehung, man müßte denn die Zunahme der Zahl der Kneipe, die 1837 auf 100,000 194 betrug, 1872 aber 401, dahin rechnen. Das höchste Motiv, zu welchem sich der Verstand erheben kann, ist die Nützlichkeit. Der bloße Verstand und der industrielle Geist verträgt sich schlecht mit Enthusiasmus und Selbstaufopferung. Daher hat unsere Periode einen gewinnstüchtigen, käuflichen, unheroischen Charakter. Es fehlt die Wirksamkeit von Männern von moralischem Genie und Heroismus. Die Erfindungen und Entdeckungen und ihre industrielle und commercielle Ausnutzung sollen nur die Mittel sein, um die Gesamtheit der Menschheit auf einen höheren Standpunkt zu bringen, nicht bloß des Wissens, sondern auch der Lebensrichtungen; jetzt haben sich nur einzelne Wenige der Vortheile bemächtigt und die Uebrigen

sind ihnen neidisch und suchen dieselbe Erhöhung des Genusses, suchen alle denselben praktischen Erfolg, sollten sie auch mit gekrümmten Rücken darum betteln und sich moralisch erniedrigen müssen. Zwischen dem Wissen und vernünftiger Gestaltung des Lebens, zwischen Aufklärung des Verstandes und Erhabenheit des Charakters liegt bei den meisten Menschen eine tiefe Kluft. Sehr viele sind gänzlich unfähig aus dem ihnen überlieferten Wissen nun auch Schlüsse zu ziehen für das Leben, sie haben überhaupt nicht denken gelernt, noch eine größere Anzahl können mit zunehmendem Wissen zwar ihren Verstand reinigen von Vorurtheilen, aber die Läuterung des Charakters bleibt hinter der Verfeinerung des Verstandes zurück, sie werden zwar vorurtheilsfreie, weisende Menschen, bleiben aber doch dabei sittlich schwache oder oft gar auch sittlich tiefstehende Charaktere.

Für den Fortschritt der Gesamtkultur eines Volkes und der Menschheit überhaupt hat der oben angegebene Satz ja in gewissen Grenzen Richtigkeit, daß durch Ausbreitung unseres Wissens, durch Schärfung unseres Denkens und Vermehrung und Verfeinerung unserer Erkenntniß auch die Sitten und Gesetze verbessert und auf eine höhere Stufe gehoben werden, was bei uns allerdings noch nicht der Fall ist. Für den einzelnen Menschen aber bedeutet ein reicheres Wissen an und für sich durchaus nicht eine höhere Stufe der Menschheit, für den einzelnen Menschen gilt es vielmehr die richtige Mitte zu treffen, daß er nicht bloß ein Werkzeug der Civilisation ist, ein Mittel um die ganze Menschheit vorwärts zu bringen, sondern daß er selbst auch in seinem Kreise ein ganzes, ein schönes Ganze ist, das, indem es sich Selbstzweck ist, doch auch den Zwecken der Gesamtkultur dient. Dies aber kann nur erreicht werden dadurch, daß man die Denkkraft stählt, das Urtheil übt, die Phantasie belebt, den Willen kräftigt und erzieht, statt bloß Kenntnisse einzufiltriren. Nicht was der Mensch weiß und besitzt, adelt ihn, sondern wie er seinen Schatz von Kenntnissen dentend durchdringt, seinen Reichthum benützt, in der Phantasie sich Ideale bildet und durch Vernunft diese in der Welt zu gestalten sucht, seine Ueberzeugungen zu verwirklichen strebt, das stellt ihn hoch. Das meinte ich und in diesem Sinne sprach ich von Erziehung zur Vernunft, die wir Generation von heute auf unser Panier schreiben statt Verstandeserziehung und Dressur zum Wissen, wie es die Generation von 48 als Ziel aufstellte. Erziehung zur Vernunft und Charakterbildung das muß man immer wieder in die Welt hinausrufen, als das was unserer Zeit Noth thut.

Diese Forderung ist nicht willkürlich, sondern in unserer Organisation begründet. Erstens einmal sind

II. 2.

die Grenzen der Ausnahmefähigkeit beschränkte und ein gewaltames Ueberschreiten der Grenzen namentlich in der Zeit der Entwicklung schädigt die Gesundheit des Leibes, indem die geistigen Funktionen den vegetativen die Säfte entziehen und also den Boden untergraben, auf dem das geistige Leben erwächst, dann aber selbst nach der Zeit der Entwicklung verkümmert die übertriebene Betonung einseitig specialistischen Wissens nicht bloß die Harmonie des Geistes, sondern zerrüttet auch das Nervensystem und bringt Siechthum des Körpers frühzeitig hervor. Es werden Mißgestalten erzeugt, wie sie unlängst ein Wigblatt persiflirte. Große Köpfe auf verkümmerten Körpern und dünnen Beinen, junge Greise von großem Wissen aber ohne Lebensfreudigkeit weil ohne volle Gesundheit.

Wenn wir zunächst das bisher Gesagte noch einmal zusammenfassen, so finden wir:

1) Unsere Zeit leidet an Ueberschätzung des Wissens, der Verstandesbildung, hat das Wissen zum Hauptzweck gemacht, während es nur ein Mittel zur wahren Bildung ist.

2) Das bloße Wissen ist unfähig den Menschen auch sittlich zu heben und seinen Charakter zu veredeln.

3) Durch die übertriebene Viellehrerei in der Jugend wird die freischaffende und gestaltende Kraft des Geistes, Phantasie, Denkkraft und Wille in ihrer Entwicklung gehemmt, die Entwicklung zur geistigen Harmonie gehindert.

4) Durch die einseitige Reizung des Gehirns in der Jugend kann und wird oft geschädigt die volle Ausbildung des Körpers.

5) Durch die zu einseitige Beschäftigung im Mannesalter, durch die ja im Ganzen die Gesamtkultur in gewissen Grenzen gefördert wird, entstehen oft Nervenkrankheiten und geht die Lebensfreudigkeit verloren. Denn unser Wesen verlangt nach seiner ganzen Organisation Abwechslung.

Ich will durchaus nicht die Rolle des sauer-töpischen Griesgramms spielen, der seitwärts steht und den Gang der Kultur verschimpfirt, ich habe Respekt vor dem gewaltigen Ringen des Menschengesistes in unserer Zeit auf allen Gebieten, ich weiß aber, wie es für den Einzelnen gut ist, wenn er einmal einen Schalttag macht in seinem Leben, an dem er sein Streben, seine Leistungen, seine Sünden und Unterlassungen an seinem Geiste vorüberziehen läßt in ernster Stille und einen Uberschlag macht über sein ganzes Leben und immer und immer wieder das Ziel und den Weg prüft, so ist es auch der Kulturmenscheit gesund, wenn sie einmal auf ihrem stürmischen Eroberungswege innehält, sich umschaut und erwägt, ob ihr Weg und ihre Mittel, ihre Sehnsucht und ihre Ideale noch richtig sind; ob sie nicht auf diesem Wege zuviel Opfer an Wegkranken

und Todten hat. Es fällt mir gar nicht ein in den Chor gewisser Zeitungen einzustimmen, die gegen die Ausbreitung von Wissen und Kenntnissen deklamiren, weil dadurch nur Unzufriedenheit und Ungehorsam gefäcft würde, ich protestire nur gegen die Ueberschätzung des bloßen Wissens, als ob Wissen und Kenntnisse das letzte Ziel der Menschheit sei. Ein Unglück ist nur, daß die Vertreter des Wissens, daß die geistigen Führer in einen wüsten Materialismus verfallen sind und Atheismus, oder gar als Doppelnaturen in der Wissenschaft materialistisch gesinnt sind, im Leben aber kluger Weise sich als streng Orthodoxe und oft als Reactionäre geben. Woher kommt das? Weil ihnen die philosophische Bildung fehlt, die auf ideale Gipflung der Naturwissenschaft dringt, welche Wissenschaft und Wissen als Theil der Kultur ansieht, nicht als das Einzige, und welche auf gesunde Sittlichkeit im modernen Sinne dringt. Gesunde Ethik und Aesthetik kann wohl neben hoher naturwissenschaftlicher Bildung bestehen. Wenn Ihr Männer der Wissenschaft es auch verschmäht die Consequenzen Eurer materialistischen Lehren zu ziehen, wenn es Euch auch in behaglicher Lebensstellung leicht wird, Euch mit dem Leben und der Welt abzufinden, Andere, Socialdemokraten und Anarchisten, ziehen diese Folgerungen und Ihr werdet sie von Eurem Hochschuß nicht los. Neben dem höheren Wissen muß auch eine höhere Sittlichkeit stehen, nicht crasser Egoismus und Genußsucht.

Es kommt nun noch besonders in Betracht bei der erörterten Ueberschätzung des Wissens, daß wir in einer gährenden Uebergangszeit leben, in der alte und neue Anschauungen durcheinander wirken und Unvereinbares immer von Neuem wieder zusammenzuleben und aneinanderzukleistern versucht wird. Da man nun nicht den Muth hat, mit dem Alten zu brechen und im Sinne der neuen veränderten Weltanschauung vorzugehen, andererseits aber doch auch nicht dem Zeitgeiste ins Gesicht schlagen kann und sich abschließen gegen das Neue, so theilt man, wie die Galben alle thun, sein Interesse und bearbeitet die Schüler nach der alten und nach einer neuen Methode. Wie die Aermsten daraus ein Ganzes fertig bringen, ist ihre Sache. Griechischer und lateinischer Formeltram und Mathematik, Chemie, Physik, gründliche Kenntniß der Geschichte der alten Aeder, Perser, Aegypter zc. und englische und französische Sprache, weil man diese jetzt zu den Erfordernissen eines Gebildeten rechnet, streng orthodoxchristliche Dogmatik und Darwinismus, Auswendiglernen von Gesangbuchversen und Culturgeschichte zc. Alles das geht bunt durcheinander. So herrlich weit hat man's gebracht mit der Verachtung des Denkens, mit der Verachtung einer gründlichen philosophischen Bildung, die auf Einheit geht und dringt. Hält alle Theile

in der Hand, fehlt leider nur das geistige Band, heißt es bei unserer Bildung heute.

Dies ist die eine Seite der Sache, die andere Seite, die ebenso aus der Wurzel einer falschen Weltanschauung entspringt (die Herren der Wissenschaft verachten die Philosophie und philosophische Bildung und statt Naturwissenschaft und Philosophie eine gesunde Ehe eingehen zu lassen, aus der eine gesunde Weltanschauung entspringt, erzeugen sie wie Wagner in seiner Flasche, in den Retorten und Laboratorien einseitig einen Wechselbalg von Weltanschauung und das urtheilslose Volk nimmt das gläubig auf und wird „wissende Bestie“), ich sage die andere Seite ist der Mangel eines sowohl für den Gelehrtesten und Gebildetsten als auch für das Volk ausreichenden Moralprinzips, einer gesunden Sittlichkeit im modernen Sinne. Wie einerseits die Hinwendung zum Diesseits und zum Leben auf dieser Erde von einer übermäßigen Betonung des Jenseits unsere gesammte moderne Kultur mit ihren herrlichen Errungenschaften geschaffen hat, so ist man doch in Uebertreibung einer heilsamen Richtung zu weit gegangen, man hat über der Pflicht den jetzigen Zustand der Menschheit auf unserem Planeten so sehr als möglich zu bessern und zu veredeln, vergessen, daß unser jetziger Zustand doch immerhin als eine Uebergangsstufe des menschlichen Geistes zu höheren Entwicklungsstufen zu betrachten ist. Aus jener Ansicht, die sich nur an dieses Leben klemmt, ist denn der Trieb entsprungen, dieses Leben möglichst in Genuß auszunutzen, und um den Lebensgenuß nun entbrennt ein wilder Kampf.

Es ist dies dieselbe Ueberschätzung der äußern Mittel, die wir vorhin schon fanden als Ueberschätzung des bloßen Wissens und Unterschätzung des Denkens, hier stellt sie sich dar als Ueberschätzung der Genußmittel und Unterschätzung der Genußfähigkeit, der innern Quellen des wahren Genußes. Such' es nicht Draußen, da suchst es der Thor, such' es in Dir, Du bringst es ewig hervor. Wir franken an einem falschen Glücksideal. Das äußere Glück ist wie Thau des Himmels und Regen, man kann es nicht erzwingen, man muß es betrachten als etwas, was zu seinem Streben hinzukommen kann, was die Arbeit segnen und fruchtbar machen kann, nicht als das oberste Ziel, denn dies ist für den wahren Menschen immer nur die Arbeit an sich und der Kultur. Stuart Mill, der berühmte englische Denker, der eine Zeit lang selbst die Stimmung durchgemacht hat, die heute unsere Kultur beherrscht, hat dies schön ausgedrückt in den Worten: Die Freuden des Lebens reichen aus, wenn man sie en passant mitnimmt, ohne sie zu seinem Hauptobjecte zu machen. Thut man das Letztere, so wird man sie sofort ungenügend finden, da sie vor einer unbefangenen Prüfung nicht Stand halten. Alle

wahren großen Menschen trugen sich mit der Anschauung, der Genuß, welchen die Sympathie für wesentliche Wesen bereite und die Gefühle, welche in das Wohl Anderer und namentlich der Menschheit im Großen ihren Daseinszweck verlegten, seien die größten und sichersten Quellen des Glücks. Das falsche Glücksideal, das uns heute beherrscht, ist denn auch die erste Quelle des Pessimismus, weil es nicht ausreicht um den Menschen wahrhaft zu befriedigen; des Pessimismus, der Blasirtheit und Verfahrenheit unserer Generation. Wir empfinden schwer die Mängel der bloßen Verstandesaufklärung, welche ganz vergißt, daß das Edelste, was wir besitzen, der himmlische Funke, das Gepräge des göttlichen Ebenbildes, das Princip jedes Heroismus, die Vorstellung der reinen Uneigennützigkeit ist. Wir haben vergessen, daß in der sterblichen Hülle des Menschen noch etwas Unendliches lebt, dem zu genügen die sinnreichsten commerciellen Berechnungen, die scharfsinnigsten gelehrten Erörterungen und alle Schätze der Erde unvermögend sind. Wenn bei einer Nation der Genuß höher steht als alle erhabnen Ideen, so ist das Todesurtheil gesprochen, im materiellen Genuß untergegangen langt sie bei dem Nichts an und der Weltgeist spricht zu ihr wie zu dem prahlenden Reichen in der Bibel: Du Narr, diese Nacht wird der Herr deine Seele von dir nehmen! —

Der verderbliche Einfluß eines falschen Glücksideals steht nun aber in unserer Gesellschaft in Wechselwirkung mit dem Atomismus und Individualismus unseres Staates. Jeder Mensch ist nur die eine Seite einer Gleichung, auf der andern Seite steht eine Summe Geld. Er gilt nicht als Theil der großen Geisterarmee, welche über diese Erde marschirt zu höherem Ziele, er ist nicht Einer, auf dessen Haupte jedes Haar gezählt ist, und der in der Liebe seiner Mitmenschen eine sichere Bürgschaft hat seiner unsterblichen Seele, sondern er ist ein Stück Geld, ein Werth, der alle Tage entwerthet und auf den Kehrichthaufen geworfen werden kann. Einer ist von dem Anderen abgefordert und hat kein anderes Geschäft mit ihm als ein Cassenconto, eine Berechnung wie Nachfrage und Angebot, Baarzahlung, Credit etc. Kunst, Wissenschaft, Ideale sind nicht mehr das Glück und die Ziele der Menschen, sondern nur der Fußstempel zum Aufsteigen in bequemere sociale Verhältnisse. Denn nur um dieses rasche Aufsteigen tobt der Kampf, entbrennt der Wettstreit. *Laissez faire, laissez aller* und Kampf um's Dasein sind die Stichworte der Zeit, d. h. laßt den Kampf um's Dasein wüthen, es stellt sich von selbst eine innere Harmonie und gesunde Ordnung der Dinge her. Diese ganz falsch verstandene Uebertragung des Princips vom Kampfe um's Dasein auf menschliche Verhältnisse hat schlimmer als Pest und Theuerung gewüthet und wüthet noch.

Ja, wenn es kein Geld gäbe, dann vielleicht wäre die Sache richtig, so aber bringt der Mensch einen „künstlichen“ Werth in die gesellschaftliche Ordnung, und wenn der Mann, der mit Millionen geboren ist, über die armen Teufel siegt, siegt da auch der Beste? Gebt gleiche Waffen zum Kampfe, dann laßt den Kampf entbrennen. Aber errichtet hinter dem Schlachtfelde auch Stätten barmherziger Liebe, Verbandstätten und Heilstätten für die in diesem Kampfe Verwundeten.

Ich gebe ja zu, es geschieht in der Neuzeit gewiß Erhebliches zu Wohlthätigkeitszwecken, aber es fehlt eine Organisation, ein einheitlicher Gedanke für alle diese Einzelwirkungen. In früherer Zeit war die römische Kirche eine große Wohlthätigkeitsanstalt und umfaßte die einzelnen Menschen persönlich wie eine große Familie, nahm sich der Armen und Bedrängten an,* später waren es die Zünfte und Innungen aller Art, die Klöster, die den Einzelindividuen sicheren Halt boten, noch bis in unser Jahrhundert hinein bestand ein patriarchalisches Verhältniß zwischen Meister und Gesellen und Lehrlingen, Dienstherrschaft und Dienstmädchen etc. Diese Gemeinschaft ist heute verschwunden, der Staat hat den patriarchalischen Charakter verloren. Da ist eine Lücke fühlbar und diese kann nur der Begriff der menschlichen Gesellschaft ausfüllen, sie ist die moderne große Familie.

Wir sehen wieder: Wir befinden uns in einem Uebergangszustande, zurück zu den alten Corporationen können wir nicht mehr, vorwärts in das andere Extrem, einen socialistischen Zwangsstaat wollen wir nicht, der jetzige Zustand ist unhaltbar, so kommt es auch hier darauf an, rüstig an Reformen zu gehen und neue Organisationen zu schaffen, wenn uns nicht die sociale Revolution vernichten soll. Wohin man sieht und wo man liest, heißt es: So kann und darf es nicht weiter gehen, dieser Mammondienst, daß Ehre, Pflicht verkauft wird, um mehr zu gewinnen, ist unerträglich, so heißt es auch im Schriftstellerfach, bei den Leuten, welche man Ritter vom Geiste nennt und deren Ehrenschild es war und sein soll, rückwärtslos im Dienste der Wahrheit zu stehen. — Alles ist „Geschäft-Erwerb“. Es ist durchaus keine ideale Schwärmerei zu verlangen, daß nicht das Geld der einzige Maßstab sei, es gab Zeiten und wird

* Als man unter der Regierung Heinrichs VIII. von England einen Versuch machte, den größeren Theil Englands in Weideland zu verwandeln und durch Aufhebung der Klöster die Hauptquelle der Wohlthätigkeit zerstörte und sehr Viele hilflos in die Welt gestoßen hatte, schätzte Hosingbed die Hinrichtungen auf die erstaunliche Zahl von 72,000, oder 2000 im Jahr, so daß oft 20 Menschen an einen Galgen gehängt wurden. Mitte des 18. Jahrhunderts waren sie trotz Zunahme der Bevölkerung auf weniger als 100 gefallen.

sie wieder geben, wo angesammeltes Capital nicht der einzige Maßstab der Schätzung ist. So sagt z. B. Feldmarschall Moltke in seinem Aufsatze über Polen: Die geringen Bedürfnisse machten, daß damals Armuth noch nicht mit Abhängigkeit verbunden war, der Umgang trug den Stempel der ursprünglichen Gleichheit zc. In den antiken Staaten sah man die Sache so an, daß Reichthum nicht bloß Rechte giebt, sondern auch Pflichten auferlegt, Pflichten gegen den Staat, in dem der Reichthum erworben oder vererbt wurde, Pflichten gegen die Staatsgenossen. Die Reichen richteten die öffentlichen Feste und Schauspiele aus, waren verbunden die großen Kosten religiöser Ceremonien zu tragen zc. und hatten schließlich auch ernstes Interesse an dem Wohlbefinden ihrer Sklaven. In unserem modernen Staate ist der Arme einfach ein Lump und der Reiche knöpft, nachdem er seine Steuern bezahlt hat, ängstlich die Taschen zu. Durch diesen Standpunkt aber des Geschäftes und Erwerbes ist eine allgemeine Verschiebung aller Verhältnisse eingetreten. Eine ganze Menge von Menschen sind nicht an ihrem Orte und in ihrem Berufe und an Stellen, wo der Gesichtspunkt des Erwerbes und Geschäftes gänzlich ausgeschlossen bleiben sollte, haben sich wackre Geschäftsleute festgesetzt, die da meinen, ein kluger und gewandter Mann könne Alles und wahrhaft Ehrliche und Einsichtige müssen in der Ecke stehen, weil ihnen diese Allerveltsgabe gelegheitsnützender Klugheit abgeht.

Die große Welt aber gewöhnt sich so leicht an diese Praktiken und an den verminderten Maßstab von Sittlichkeit, daß sie daran gar nichts mehr findet und nur den für einen Narren hält, der nicht mitmacht, — gewöhnt sich so bald an die Corruption wie ein Kind, das einst stolz auf den Besitz eines Groschens war und einen Thaler für ein Capital hielt, sich allmählich gewöhnt, ein Goldstück so anzusehen wie früher einen Groschen. Man ist eben einmal drin und nun weiter mit dem Strome. Was will der grämliche Moralphilosoph! Leider stellen sich bald schlechte Folgen von dieser Mammonsanbetung ein.

Geld verdient man nicht mit Weisheit und edlem Charakter, sondern durch Klugheit und Schlaueit, gewiß auch sehr rühmenswerthe Eigenschaften, soll man darnach nun aber wirklich allein den Menschen abschätzen? Soll das einzige Motiv sein die Furcht, im Alter verhungern zu müssen, wenn man sich sein ganzes Leben lang im Dienste der Menschen abgequält hat? Oder gilt es nicht mehr heute, daß das wahre Leben ist, sich aufzuheben im Dienste für die Menschheit und um die Wahrheit?

Calvins Gehalt belief sich jährlich auf 150 Franken, 12 Maaf Getreide und 2 Tonnen Wein. Als ihm

in der Theuerung der Rath eine Zulage anbot, wies er sie mit Entrüstung zurück. Ich arbeite nicht um des Gewinnstes willen, den ich von Euch haben will, sondern den Ihr von mir haben sollt, und das war nicht ein Mann, der es konnte, weil er ja reich gewesen wäre. Heutzutage begreift man gemeinnützige Bestrebungen nur noch bei einem reichen Manne, einem unvermögenden schiebt man sofort unlautre Motive unter, oder hält ihn für einen Narren, daß er nicht an sich und seine Zukunft denkt. Keppler ging barfuß, beinahe als Bettler, durch die deutschen Lande nach dem Reichstage, um sich seinen ihm vorenthaltenen Gehalt auszuwirken. Waren das Lumpen? weil sie nicht einen Sack voll Geld hatten? Was hat Euch, die Ihr mit Eurem Christenthum immer so eifrig thut, Christus gesagt, nicht: Es ist schwerer, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher in das Himmelreich komme. Aber haben wir nicht die Kirche und das Christenthum, die diesem Mammonsdienste entgegen treten, spricht nicht die Kirche gegenüber dem überwuchernden Geschäftsstandpunkte von den Pflichten der Nächstenliebe, von der Freundigkeit des Berufes, sagt sie nicht von jenen Geschäftsleuten, die aus Religion, Kunst und Wissenschaft nur ein Geschäft machen: Sie haben ihren Lohn dahin? Und haben wir den Juden gegenüber nicht auf unser Christenthum gepocht, mit seiner Lehre von der Nächstenliebe, den Juden gegenüber, denen wir vorwerfen, daß sie die Vertreter der Opportunität und des Mammonismus seien, daß Geld ihr einziger Maßstab sei, Princip, Idee, Begeisterung nur ein sauberes Mäntelchen um den schändlichen Mammon? Oder haben wir nur einen Prügeljungen gesucht für unsere eigenen Culturfehler? Was hassen wir eigentlich an den Juden? Nichts weiter als die letzte Consequenz unseres wirtschaftlichen Systems. Geld ist nun einmal die oberste Macht und ihr entscheidender Ausdruck, so muß das Volk, das seit Jahrhunderten auf den Gelderwerb hingedrängt worden ist, ausgeschlossen von idealen Würden und Ehren, jetzt in der Zeit des Mammonismus und Egoismus, in der alle idealen Werthe sich aufgelöst haben in eine Summe Geld, absolut das Uebergewicht haben. In unserem modernsten Staate haben die idealen Factoren gar keinen Raum mehr für Machtentfaltung. Im Grunde genommen hat der Oberkellner eines renommirten Restaurants mit 4000 Thaler jährlichen Einkommens im wirtschaftlichen Leben mehr zu bedeuten, als der feinsinnigste und höchstgebildete Schriftsteller, der als Mensch unendlich höher steht, der Portier einer Bankgesellschaft mehr Macht durch sein Einkommen, als der officielle Geheimrath, der Wandwurmmitelkrämer mehr behaglichen Lebensgenuß und reichere

Mittel als der pflichtgetreue Arzt von seiner Bildung. Und nur äußerlich mit aller Mühe halten die sogenannten gebildeten Kreise sich auf der gesellschaftlichen Höhe, im Kampfe mit der Macht des heutigen Lebens. Ist nun denn aber die christliche Kirche von heute nicht die große Heilsanstalt, welche der Nation neue sittliche Kraft giebt und sie vor dem Versinken in Materialismus zu bewahren weiß, die Kirche, umfaßt sie nicht mehr die Menschen wie eine große Familie? Ist sie nicht mehr unbestechlicher Richter, die gemeine Gefinnung unerbittlich trifft und alle Edlen tröstet und stützt, was der Staat im Ganzen nicht thun kann? Hat nicht die christliche Religion die schöne Aufgabe, den rohen Egoismus zu dämpfen und als erstes Gebot zu verkündigen: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst? Bringt nicht die Kirche die schöne Harmonie des Gemüthes zurück, die im Kampfe um's Dasein verloren geht, vollendet sie nicht das Wesen des Menschen, der bei der angestrengten Culturarbeit einseitig und egoistisch beschränkt wird, und durchdringt sie nicht sein ganzes Wesen mit dem Lichte der Liebe und umfaßt sie nicht mehr alle die zerstreuten und vereinzelt Menschen als Kinder Gottes, vor dem wir Alle gleich sind, durch das Band der Liebe und echten Humanität? Das sollte sie und könnte sie! Denn der innerste Kern des Christenthums ist für alle Zeiten unvergänglich und steht nicht mit Cultur und Wissenschaft, steht mit feinen socialen Verhältnissen, wie sie auch immer sich gestalten mögen, in Widerspruch. Aber die Kirche sollte bedenken wie die Religionsbegriffe, die man Indianern, Hottentotten, Fescherahs beibringt, andere sind, als die, welche man hochgebildeten Europäern lehrt, daß auch der christliche Lehrbegriff ein anderer sein muß, als im Mittelalter und zur Zeit der Reformation. Mit der zunehmenden Reife der menschlichen Vernunft ist auch ein reineres Erfassen der Gedanken und Lehren Christi ermöglicht worden. Wozu darum heute starr an den Formeln festhalten, die einst Christi Gedanken annehmen mußten, um dem unreifen rohen Verstande der früheren Jahrhunderte erklärlich und begreiflich gemacht zu werden? Warum hinter diesen Formeln den wahren Kern des Christenthums zurückstellen, Vergeistigung des Menschen in Vernunft und Liebe? Warum über starren Glaubensbegriffen die Aufgaben der christlichen Religion vergessen, die hohe Aufgabe: die Menschen unablässig zu erinnern, daß sie ein Theil Gottes sind, daß hinter dieser irdischen sinnlichen Erscheinungswelt ein Reich des Geistes besteht, das man nicht begreifen, aber wohl ahnen und in frommer Erhebung spüren kann, daß Jeder dies wahre Himmelreich sich aneignen kann, nicht dadurch, daß er den Glaubensbegriff und Dogmen nachspricht und daß er den Katechismus und die Gebote gut herfagen kann, sondern dadurch, daß er die

rohe Selbstsucht in sich besiegt, in liebender Aufopferung, die den Menschen höher stellt, als alle Kunst und Wissenschaft? Warum so nicht die Aufgabe der Kirche auffassen? Wie noth thut uns das! Berühmte Reisende berichten, daß bei den Mohammedanern zu jeder größeren Karawane ein „Gebetmacher“ gehört, welches Amt der Anführer meist selbst übernimmt. Beim Ausbrechen in der Frühe, bei der Raft an der Cisterne um die Mitte des Tages, beim Aufschlagen des Lagers im Vollmondschein — jedes Mal ertönt der ernste Ruf: „Allah atbar“ Gott ist groß. . . Sie steigen herab von ihren Kameelen, neigen sich nach Osten gerichtet und sprechen: Allah beschützt und bewacht die Guten auf ihrer Fahrt und wendet die Noth, wenn man ihn anruft.“ — Wenn die helle Stimme der Mueddin erschallt, aus der Höhe des Thurmes, legt der Handwerker, der in seiner offenen Werkstatt arbeitet, das Geräth aus der Hand, der Kaufmann die Waare, unbekümmert um die Kunden, und spricht sein Gebet u. Durchdringt die christliche Kirche auch noch so das Leben ihrer Glieder, giebt sie ihrem Leben auch solche Weihe in der Alltäglichkeit? Was aber sehen wir in unserer Zeit? Auf der einen Seite starres Festhalten an den Formeln, die doch nur Mittel zum Zweck sind, Mittel um die hohe sittliche Aufgabe der Kirche ins Werk zu setzen, an Formeln, die als solche unfähig sind, die Menschen im Innersten zu ergreifen und zu veredeln, auf der anderen Seite Haß, Hohn, Verachtung gegen jede Religion, weil man nur die bestehenden Mißbräuche sieht und die Unfähigkeit der Kirche, wie sie jetzt verfährt, dem rohen Egoismus zu steuern und in ihr nur eine Verbündete des Staates erkennt, um alle Elenden und Bedrängten zu beruhigen, durch die Aussicht auf ein besseres Leben nach dem Tode. Mit der Auflösung der Dogmen ist leider auch Zerstörung des tiefreligiösen Sinnes, der im deutschen Herzen wohnt, einhergegangen, der Discreditation der Kirche, wie sie im Culturkampf den Ausdruck fand, ist leider auch die Geringschätzung aller religiösen Empfindungen gefolgt. Daher denn auch das Rathlose, Unbefriedigte in unserem Culturleben und andererseits der Druck des Handwerkmäßigen, Alltäglichen, Weiseloßen. Diesen Zuständen auf socialen, wissenschaftlichem, religiösem Gebiete gegenüber giebt es nur zwei Wege, um einer drohenden socialen Revolution zu begegnen. Entweder man denkt nur an die Gegenwart und verschafft sich gewaltsam Ruhe durch rücksichtsloses Unterdrücken aller Aufregungen der Unzufriedenheit und des Schreiens nach Gerechtigkeit und stellt im Uebrigen der Vorsehung anheim, wie es werden soll und mag — oder man geht ernstlich an Reformen, wie sie die Weiterentwicklung der Menschheit verlangt. Hier thut

uns aber zuerst Noth eine Reform der Erziehung, die Erziehung einer besseren Generation.

Auch vor 100 Jahren, als das allgemeine Lösungswort war: Rückkehr zur Natur, war man überzeugt, daß bessere Zustände nur kommen könnten, wenn man die Kinder besser erziehe. Rückkehr zur Natur von verkümmerten Gebräuchen, conventioneller Literatur und einer in Ungerechtigkeit und Heuchelei erstarrten Gesellschaft; Rückkehr zur Natur, um der Rathlosigkeit und Verderbniß auf der einen Seite ein Ende zu machen, andererseits um den revolutionären Bestrebungen auf socialem und culturellem Gebiete eine heilsame wirklich schöpferischfruchtbare Richtung zu geben, das war das Lösungswort des Apostels jener großen Zeit, Rousseau's.

Aber Rousseau beging den schweren Fehler, wegen der Auswüchse und Verirrungen nun die gesammte Cultur zu verwerfen und den reinen Naturzustand ohne Cultur zu preisen als Stand der Unschuld und des Glückes. *Tout est bien*, beginnt der *Emile* Rousseau Erziehungswerk, *sortant des mains de l'auteur des choses; tout dégénère entre les mains de l'homme. Il force une terre à nourrir les productions d'une autre, un arbre à porter les fruits d'un autre; il mêle et confonds les climats, les éléments, les saisons, il mutile son chien, son cheval, son esclave, il contresse tout, il défigure tout il aime la bouleverse difformité, les monstres, il ne veut rien tel, que l'a fait la nature, pas même l'homme; il le faut dresser pour lui, comme un cheval de manège, il le faut contourner à sa mode, comme un arbre de son jardin etc.* Die Klage Rousseau's um das verschwundene Glück des Naturzustandes nimmt sich so aus, wie wenn der Sohn, den seine Eltern mit den reichsten Mitteln ausstatten, um sich auszubilden und eine Existenz zu gründen, diese Mittel vergeudet in einem lasterhaften Leben und mit siechem Leibe und gebrochenem Geiste zurückkehrt, um den Vater anzuklagen, daß er ihm so reiche Mittel in die Hand gegeben. Er vergißt, daß die Cultur immer so vorwärts geht, daß eine an und für sich ganz richtige Methode eine Bahn übertrieben, bis zum Absurden verfolgt wird, daß ein Fortschritt der Cultur zunächst nur zur Beseitigung sittlicher Schranken und für den Genuß des Lebens ausgebeutet wird, daß aber dann meist einzelne gesunde Geister dagegen Widerspruch erheben und neue Bahnen einschlagen (allerdings meist nicht zu ihrem Privatvorteil und Lebensglück). So war es damals, so wieder heute. Außerdem haben wir als Anhänger der Entwicklungslehre heute die Ueberzeugung, daß erst die Culturarbeit den Menschen aus dem thierischen Zustand emporgehoben hat, nicht daß er aus dem Stande der Unschuld gefallen ist etwa in die Sünde der Cultur. Wir glauben heute auch nicht mehr daran, daß ein Kind von Hause aus

engelhaft gut und rein ist, und sich nur frei entfalten dürfe, um wie ein voller herrlicher Mensch zu werden; ebensowenig wie wir meinen, daß ein Kind voll stecke von der Erbsünde, die man in ihm ertöden müsse in strenger Zucht, sondern wir wissen, daß ein Kind mit gewissen von Eltern und Vorfahren ererbten Anlagen und Neigungen geboren wird, daß also die Erbllichkeit eine große Rolle spielt, daß es nun also die Aufgabe der Erziehung ist, diese erblichen Anlagen richtig zu erkennen und die passenden zu entwickeln, die schädlichen zu hemmen. Wir wissen, daß der Mensch selbst in gewissem Alter diese Erziehung übernehmen muß; die Selbsterziehung in wachsender Selbsterkenntniß. An Leuten, die diese Selbsterziehung versäumt haben, und an denen sich eine schlechte Erziehung veründigt hat, muß die Erziehung oft nachgeholt werden in Irrenanstalten. Kinder aber mit sehr schlechter Erbllichkeit, Kinder von Säufnern, Nervenkranken etc. haben oft eine so schlechte Erbllichkeit, daß sie gänzlich unerziehbar sind und dann der Gesellschaft zur Last fallen. So sieht man, Jeder ist mit seinem Lebenswandel und Grundfäßen nicht nur sich verantwortlich, sondern der Gesellschaft, welche die Folgen seiner verminderten Sittlichkeit theils direct, theils in den Kindern tragen muß. In diesem Sinne sprach ich von Sittlichkeit, besser Ethik im modernen Sinne, daß nicht jeder Cirkel und Stand oder jeder Einzelne eine Privat-sittlichkeit und Maßstab hat, wenn er nur nicht mit dem Gesetze in Conflict geräth, sondern daß er sich als Glied der großen menschlichen Gesellschaft fühlen muß, der er verantwortlich ist. Wie es eine handwerksmäßige Auffassung der Medicin ist, immer nur die Einzelsälle von Erkrankungen zu behandeln, niemals aber nach den tieferen gemeinschaftlichen Ursachen dieser Erkrankungen zu fragen und dort den Hebel anzusetzen, so ist es auch eine sehr mechanische Auffassung des Rechts, immer nur den Einzelverbrecher gegen einen Gesetzesparagrafen abzustrafen, statt in unseren gesellschaftlichen Verhältnissen zugleich die Ursachen aufzusuchen zur Vermehrung gewisser Verbrechen und die Erklärung gewisser Erscheinungen in der Verbrecherwelt. Dies mechanische Abstrafen der Verbrecher durch den Richter, der sich dann gar nicht mehr um das Schicksal der Bestraften kümmert, ist höchst ungenügend. Die Gesellschaft selbst muß auch in dieser Beziehung die „allgemeine Wehrpflicht“ üben, die Vorbereitung der Verbrechen überwachen und zu verhüten suchen, sich mehr als gegenseitig verbunden ansehen als immer sagen: *meng' Dich nicht in Sachen, die Dich Nichts angehen*. Der moderne Sittlichkeitsbegriff fordert weiterhin, den Menschen nicht mehr darnach zu bemessen, was er unterläßt, daß er nicht lügt, stiehlt, tödtet, eheliebt, verleumdete und Anderer Besitz begehrt,

sondern ihn weiter darnach zu beurtheilen, was er an Menschenliebe und Gemeinnutz leistet. In dieser Weise ging schon Jesus vor nahe 2000 Jahren über das mosaische Gesetz, die zehn Gebote, hinaus, die es sich nur angelegen sein lassen, den rohesten thierischen Egoismus zu bändigen und als positive Forderungen nur Gottesfurcht, Feiertagsheiligung und Elternliebe aufstellen. Christus drang diesen äußerlichen Geboten gegenüber auf die Güte der Gesinnung, Reinheit des Herzens und Liebe nicht bloß zu den Verwandten, sondern zu Allem, was den Namen und die Gestalt des Menschen trägt. Wir modernen Menschen sehen einmal jedes Individuum an als Blatt an dem Baume des Volkes und Staates und erklären seine Thaten aus dem Zustande der Sittlichkeit und Einrichtungen in demselben Staate, andererseits halten wir den, der nicht gegen die zehn Gebote verstößt, noch lange nicht für einen sittlichen und edlen Menschen, glauben sogar, daß er bei aller seiner Respectabilität ein recht arger und schlimmer Mensch sein kann in rohem Egoismus, wir fordern von ihm Bethätigung des Gemeinnutzes und der Menschenliebe, der Liebe zu Allem, was da lebt. Die öffentliche Meinung von heute aber beurtheilt den Menschen nicht darnach, ob er Geld hat und nicht bestraft ist. Wir fordern auch von einer modernen Sittenlehre, daß sie in der Erkenntniß und Beobachtung der Gesetze der Natur die Richtschnur für eine gesundheitsgemäße Lebensweise finden wird, nicht ein Leben nach den Lehungen ferner Jahrhunderte uns aufzwingt, sondern unser Leben nach den vernünftigen Principien einer naturgemäßen Erkenntniß einrichtet, nicht bloß, damit es uns wohl gehe und wir lange leben auf Erden (4. Gebot), sondern weil diese Gesetze der Würde der Menschheit entsprechen und ohne sie ein menschenwürdiges Dasein unmöglich ist. Ohne gesunden Körper aber kein harmonischer gesunder Geist. Was ist denn Sittenlehre und Ethik weiter als Gesundheitslehre des Geistes? Ein wahrhaft körperlich und geistig gesunder Mensch ist auch ein sittlicher Mensch, wenn man unter Sittlichkeit eben nicht einen Haufen unverständner Regeln und Vorschriften versteht, die aus einer anderen Culturperiode stammen und für unser heutiges Leben nicht mehr passen. Die Gesundheit der Gesellschaft aber ebenso wie die sittlichen und körperlichen Gebrechen derselben geben sich zunächst immer kund bei dem Weibe. Die Frau gebiert die neue Generation, von dem Manne bekommt sie Blut und Saft.

In unserer Zeit zeigt sich nun die Frau ihrem natürlichen Berufe, ihre Kinder selbst zu nähren, immer weniger gewachsen. Man lese nur in den Zeitungen Anpreisungen einer Unmasse von künstlichen Kindernährmitteln, die zwar nach chemischer Analyse ziemlich der Muttermilch nachgeahmt sind,

aber einmal doch nicht ganz die Muttermilch ersetzen können, dann aber außerdem noch von gewinnfüchtigen Händlern gefälscht werden. (Wenn einmal künstliche Nährmittel gebraucht werden müssen, so ist eine Mischung von guter Kuhmilch mit Wasser und Milchzucker immer noch das Rathsamste.) Die süßesten Beziehungen zwischen Mutter und Kind können bei Wegfall eigener Ernährung nicht aufkommen, es fällt ein großer Theil der echten Mutterfreuden weg und leider oft oberflächlichen Vergnügungen zum Opfer. Woher kommt es aber, daß die Natur gerade in den wohlhabenden, gutgenährten und wohlgepflegten Ständen ihre Gaben den Müttern verjagt und daß Landmädchen, die sich meist nur von Vegetabilien nähren, so reich damit begünstet sind?

Auf diese Fragen antwortet uns nun unsere Auseinandersetzung in der Einleitung: 1) Einseitige Uebertreibung der Verstandesbildung und des Wissens. 2) Falsches Glücksideal.

Auf Kosten der körperlichen Gesundheit, auf Kosten der Charakter- und Gemüthsbildung erstrebt man ein Wissen in allen möglichen Fächern, ein Wissen, dem das weibliche Gehirn jetzt noch lange nicht gewachsen ist, vielleicht erst in Jahrhunderten. Geographie, Literatur, Physik, Sprachen, Chemie der Küche und Stenographie: Alles das geht bunt durcheinander. Dazu kommt noch das ungeliebte Clavierspielen nicht einfacher schöner Melodien, die wirklich aufgeregte Nerven beruhigen können, sondern halzbrechender Bravourstücke, oft noch dazu bei mangelnder Begabung. Durch diesen Zwang wird wieder das arme Gehirn zerquält und in seiner Entwicklung gehemmt. Abgesehen nun davon, daß im Grunde doch nur unregelmäßige Bruchstücke dieser encyclopädischen Bildung dauernd sitzen bleiben, wird aber das Nervenleben überreizt auf Kosten der Entwicklung der vegetativen Funktionen, die bei dem weiblichen Geschlechte gerade recht in Freiheit sich schön entwickeln sollen. Das Gehirn enthält zu viel, Brust und Leib zu wenig Blut, und die körperliche Ausbildung wird dürftig. Es entsteht außerdem eine Nervenüberreizung, oft auch ein zu frühes Erwachen des Geschlechtslebens. So schließt sich an das übermäßige Lernen als Folge an eine gewisse „Kastlosigkeit“ auch im Vergnügen. Man will sich zerstreuen, amüsiren und nun beginnt die Hezjagd durch Bälle und Concerte. Zum wahren Genuß kommt man da auch nicht, denn ein wahrer Genuß ist nur bei völlig harmonischer ruhiger Stimmung möglich. Die Großstädte aber, in die sich jetzt Alles, was „Intelligenz“ hat, zusammen-drängt, mit ihrer fieberhaften Unruhe in Form von Schauerdramen, Ehebruchskomödien, Trapez- und Velocipedskünstlern, amerikanischen Zwergen, nervenschütternder und aufregender Musik, die Sinnlichkeit

reizenden Bildern wie das Märchen und Mafart's nackte Frauen, Liebesabenteuer, Nachrichten von Verbrechen und Unglücksfällen aller Art in der Tageschronik der Zeitungen reißt den Menschen widerstandslos in ihren Strudel, er fühlt sich nicht einmal wohl darin, aber er läuft mit, weil es Chic ist. Eine Menge Aufregung und Zerstreuung, aber keine Befriedigung, ein beständiges Haschen nach den lachenden Früchten des Genusses, die vor der Hand der Gierigen immer zurückweichen oder in seiner heißen Hand zerschmelzen. In dieses Leben nun werden die Mädchen, noch ehe ihre Entwicklung beendet ist, eingeführt, eingeführt zeitig, um sich bald standesgemäß zu verheirathen, damit der Mann dann das kostspielige Leben bestreite, unter dem der Vater fast zusammenbricht, zu heirathen oft einen Mann, der mit seiner Jugend längst fertig ist (denn in den 20er Jahren erreicht heutzutage selten ein Mann eine Stellung mit so hohen Einnahmen), zu heirathen einen debauchirten blasirten Mann, der sich ausgetobt hat. — Die Töchter aber des Proletariats, die Fabrikarbeiterinnen, werden durch schlechte Nahrung, Wohnung, frühen Eintritt in die Fabrik in ihrer gesunden Entwicklung gehemmt, durch den Aufenthalt in den heißen Fabrikräumen und den Verkehr mit halbwüchsigen Jungen wird ihre Sinnlichkeit erweckt, ehe der Körper entwickelt ist, im besten Falle heirathen sie zu frühe und gebären dann scrophulöse und sieche Kinder mit enormer Sterblichkeit. So sterben im 12. (Arbeiter-)Arrondissement der Stadt Paris gerade noch ein Mal soviel Menschen als im reichen 2. Arrondissement der Rue St.-Honoré; in gewissen Arbeitervierteln hat überhaupt nur 50% Kinder Wahrscheinlichkeit das 2. Jahr zu erreichen. Hier ist es die Armuth und schlechte Einrichtung, auf der wohlhabenden Seite ist es die Verkehrtheit der Begriffe, die zu Grunde richtet.

Wleichsüchtig und nervös kommt das Mädchen oft in die Ehe, ohne Lust häusliche Pflichten zu erfüllen, sich in Küche und Wirtschaftsräumen umzusehen, mit größerer Kenntniß von Romanen als des Kochbuchs, voller Illusionen und Ansprüche ohne andere Gegenleistung als ihre Mitgift. Wie oft haben ihr ihre Literaturlehrer vorgelesen: Stre-

ben ist Leben, Genießen macht gemein und andere schöne Sprüche aus Goethe und Lessing und Schiller, sie will nicht mehr mit dem Manne zusammenringen, ihm sein Leben erleichtern und verschönen, sie will einen Mann, der ihr ein standesgemäßes Leben sichert. Sie wirft der Sängerin, die den Fidelio darstellt, Kränze, um hinterher nur in geheimem Klatsch sich von dem „Verhältniß“ dieser Sängerin zu unterhalten, nicht um zu beweisen, daß sie begriffen hat, wie das Weib allein durch aufopfernde Liebe dem Mann überlegen ist und daß alle Weisheit dieser Welt eitel Schein ist gegen den Heroismus wahrer dauernder Liebe! Nach den ersten Wochenbetten aber fängt diese moderne Frau an zu kränkeln und nun kommen der Specialarzt für Frauenkranke und die Bäder dran! Der Mann muß sich drein ergeben und sein Gehirn immer mehr anstrengen, um mehr Geld zu verdienen, denn Vergnügungen und Krankheiten kosten viel Geld. So ist denn die allgemeine Heßjagd fertig. Wohl fühlt sich Niemand dabei, aber man lebt doch chic. Wer besäße auch den Muth diesen fehlerhaften Cirkel zu durchbrechen und der Gesellschaft Trost zu bieten! Er würde geächtet oder als Narr verlacht!

Wie in der politischen Welt, so ist auch in der socialen Welt ein allgemeiner Kriegszustand, ein Ueberbieten mit Kriegsmitteln, jeder will den andern um jeden Preis übertrumpfen, Alles will hoch hinaus und Carrière machen und — Alle sind schließlich getäuscht, denn sie haben hohlem Scheine ihr Lebensglück geopfert. Wenn diese Menschen sterben, muß ihnen sein, als erwachten sie von einem schweren Traume, der beängstigend auf ihnen gelegen. Und doch ist das Himmelreich auf unserer schönen Erde so leicht zu erreichen!

Würde Frau und Kinder standesgemäß zu erhalten nicht soviel kosten, so brauchte der Mann nicht so übermäßig angestrengt zu arbeiten in einseitiger Berufssphäre und könnte freie Zeit erhalten um die Erziehung der Kinder zu leiten, zu der er heute keine Zeit hat. Denn die Schule giebt wohl Wissen, aber echt menschliche Erziehung zu vernünftiger Lebensführung kann nur an dem Einzelnen geübt werden im Hause.

(Fortsetzung folgt.)



andere
hiller,
immen
hnen,
nähes
e den
n ge-
dieser
weisen,
durch
d daß
n den
ersten
u on
t für
muf
r an-
Wer-
So ist
fühlt
Wer
fel zu
ieten!

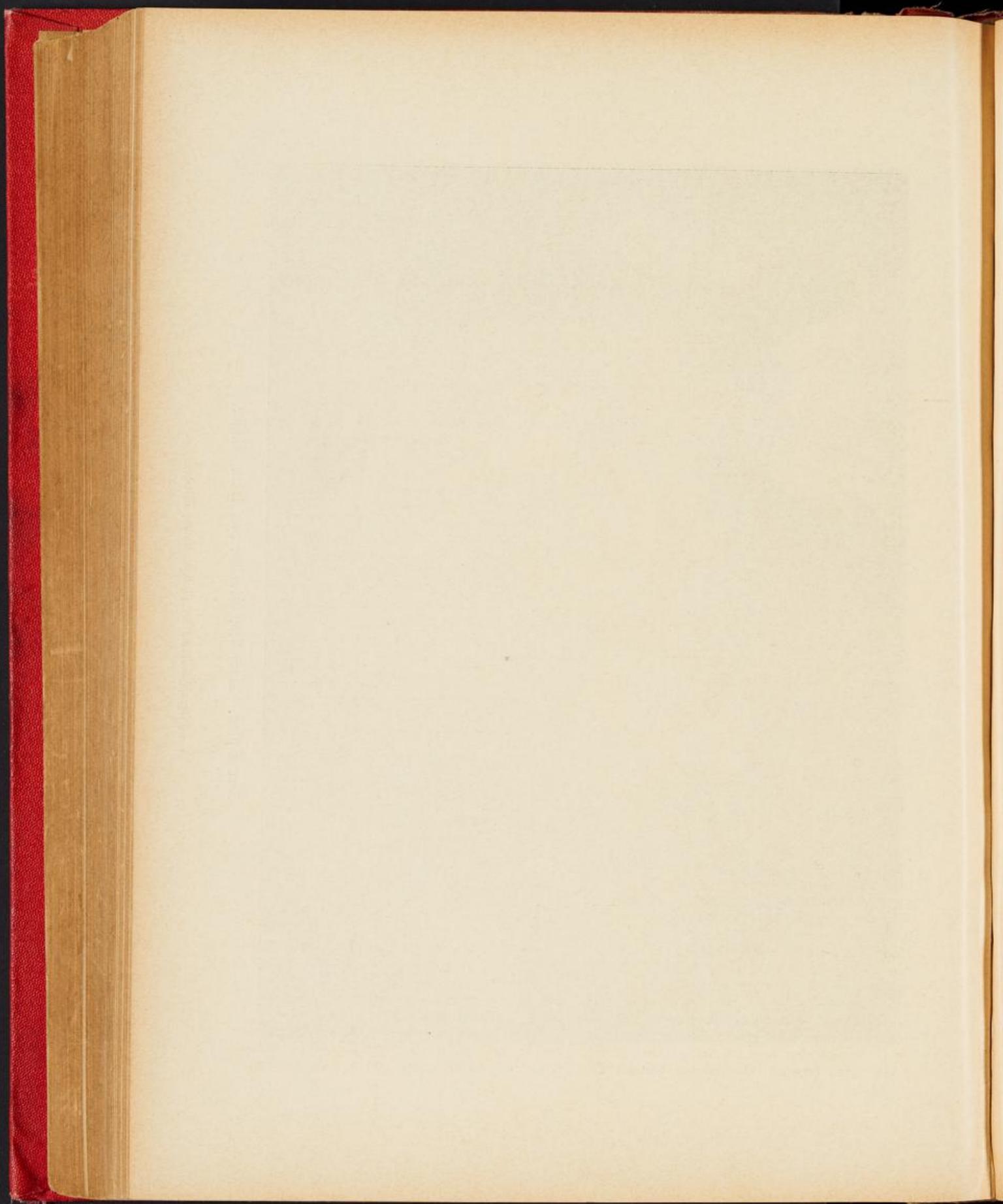
n der
ein
ndern
hin-
stlich-
e ihr
rben,
schwe-
egen.
hnen

er-
Rann
ein-
alten
er er
wohl
tünf-
elnen



Der Spion. Nach dem Gemälde von Max Gaiffer.

Photographie-Verlag der Photogr. Union, München.



Bergan und bergab.

Von

Robert Waldmüller.

Seit Kaiser Wilhelm sich in Gastein alljährlich Kräftigung und — wir hoffen es — Aussicht auf Verlängerung seines arbeitsfrohen Lebens holt, bringt uns jeder August eine Fülle von Zeitungs-Correspondenzen über die Beschaffenheit Gasteins, und Schuld der Tagespresse ist es sicher nicht, wenn unter den Besekundigen noch Leute aufzutreiben sein sollten, welche nicht wissen, wer Straubinger ist, oder wo Mühlberger, Moser, Grabenwirth, Gruber, Waha, Groyer u. s. w. zur Verfügung ihrer Gäste stehen. Man braucht nie einen Fuß weit über das Reichbild seines Städtchens hinausgekommen zu sein, um zu wissen, daß die älteren Häuser des Gasteiner Orts hölzerne Häuser sind und an der östlichen Thalsowand kleben und daß die einen höher als die andern liegen, gerade so viel höher, wie es nöthig wäre, wenn der obere Nachbar von seiner Thüre aus durch den Schornstein des untern auf dessen Herd und in dessen Suppen- oder Knödel- oder Sterz- oder Schmarren-Topf hinausblicken wollte. Ich hatte längst vergessen, daß mir vor Jahren das Donnern des 85 Meter hohen Absturzes der Ache schier wie das Rollen eines Bahnzuges von tausend und etlichen Achen, der über eine eiserne Brücke dahin rast, erschienen war; aber seit Kaiser Wilhelm alljährlich Intervier dieser und anderer Naturreize Gasteins nach dem Ausbau des Grabenwirths lockt, vergeht kein August, ohne daß ich im Geiste einmal wieder jenen Donner höre und den eisigen Wasserstaub der Ache mich in eine Wolke hüllen fühle.

Man sollte denken, daß ein so oft beschriebenes Bad neugierig machen müßte nach der Kenntniß eines weit leichter erreichbaren Bades, welchem die Analyse Stöckhardt's, des bekannten Tharandter Professors, und nicht minder diejenige Seyferth's und Kühn's, das Recht giebt, sich ein Geschwister des berühmten Kaiserbades zu nennen, und das dabei auf eine mehr als fünfshundertjährige Geschichte zurückblicken kann. Das Gegentheil ist bisher der Fall gewesen. Bis auf den heutigen Tag

blüht Warmbad Wolkenstein, dem kleinen Weilchen gleich, in der Verborgenheit, und ich selbst, der ich vor drei Jahren während einiger Wochen in Wiesbaden mich dem *dolce non far niente* ergeben hatte, kam damals auf meinen Ausflügen nur nach dem ganz nahen Städtchen Wolkenstein, verschmähte aber den Einblick in das kaum $\frac{3}{4}$ Stunden davon entlegene Warmbad Wolkenstein und habe erst jetzt das Versäumte nachgeholt.

Für Diejenigen, welche auf chemische Analysen von Heilquellen noch besonderen Werth legen — die Verächter der erstern wollen ja in den Heilquellen vor Allem der Electricität oder dem Magnetismus eine hervorragende Rolle zuweisen —, sei hier nach dem officiellen Prospect der Warmbader Direction zusammengestellt, was die Scheidekunst über die meßbaren Bestandtheile der vier concurrirenden Quellen ermittelt hat.

	Warmbad Wolken- stein	Wildbad(in Bürtem- berg)	Gastein	Pfeifers
Gesamtgehalt der festen Bestandtheile in einem Pfund Wasser . . .	2,01	3,59	2,59	1,78
Gehalt in einem Pfund Wasser:				
an kohlenf. Kalkerde . .	0,34	0,34	0,40	0,91
„ „ Talkerde	0,08	0,07	0,04	0,15
„ „ Natron	0,84	0,53	—	—
„ schwefel. „	0,29	0,40	1,49	0,24
„ Chlornatrium	0,37	1,82	0,34	0,27
„ Kieselerde	0,05	0,39	—	0,14

Der Prospect fügt die Bemerkung hinzu: „Zieht man von den Bestandtheilen der Wildbader Therme $1\frac{1}{2}$ Gran Kochsalz pro Pfund ab, so stimmt dieselbe qualitativ und quantitativ fast genau mit der Wolkensteiner überein.“

Was den Wärmegrad der Wolkensteiner Quelle betrifft, so kann sie einer Erhöhung ihrer Temperatur auf dem Wege der Heizung nur bei solchen

Badenden entbehren, denen $23\frac{1}{2}^{\circ}$ R. genügen. Die Gasteiner Thermen haben bis 39° R. natürliche Wärme, nämlich in Wildbad Gastein, in Hof Gastein langt das durch Röhren dahin geleitete Wasser in einer Temperatur von etwa 27° R. an. Im würtemberger Wildbad beträgt die Quellenwärme 27 bis 30° R.

In der Höhenlage steht Warmbad Wolfenstein gegen Wildbad Gastein natürlich erheblich zurück. Letzteres steigt in seinem höchsten Theile bis zu 1048 Meter Seehöhe hinan. Warmbad Wolfenstein hat 458 Meter Seehöhe, das würtemberger Wildbad gar nur 450.

Ueber die Wirksamkeit der Mineralbäder giebt es bekanntlich keine zuverlässige Statistik und wird es auch nie eine geben können. Heilungen werden häufig durch uncontrolirbare Zwischenfälle vereitelt und kommen hinwieder ebenso oft durch ein Zusammentreffen von Umständen zu Stande, über welche weder Arzt noch Patient sich genaue Rechenschaft geben können. Für den einen Kranken wird die hohe Lage eines Ortes zu einem Hauptgrunde für seine Kräftigung, für den andern hebt sie die Wirkung der Bäder theilweise oder ganz auf. Dem einen Patienten half die veränderte Lebensweise, half das stete Promeniren, das Plaudern mit Leidensgenossen, das Losgebundensein von amtlichen Pflichten oder geschäftlichem Trouble, der andere wird außerhalb seiner vier Pfähle übellunig, findet jede Suppe versalzen, jeden Stiefelnecht zu weit, jedes Bett zu kurz und kommt gallüchtiger heim, als er auszog.

Also Nichts hier über Warmbad Wolfenstein, soweit seiner Quelle die Pflicht obliegt, „mit seinen stolzen Schwestern Gastein, Wildbad und Pfeffers“ die menschlichen Gebrechen zu vermindern, als da sind „Nervenschwäche, Muskelatrophie, Lähmungen der unteren Extremitäten, Rheumatismen“ &c. &c.

Dagegen Einiges über den ihm etwa zukommenden Anspruch, mehr als bisher auch durch Nichtsachen besucht zu werden.

Hierbei ist allerdings zwischen verwöhnten und nicht verwöhnten Reisenden zu unterscheiden. Die Ersteren thun besser, jenen „stolzen“ Schwestern treu zu bleiben. Wer dagegen statt dreimaliger täglicher Kurconcerte sich genügen läßt an einem Mittwoch- und Sonntag-Nachmittag-Concert, das eine kleine, aus Marienberg herüberkommende Militärkapelle veranstaltet, wer in Betreff des Mittagstisches ohne reiche Speisenauswahl auszukommen vermag, wen es nicht stört, daß ein großer Theil der Badegäste auf jeden Toiletten-Luzus verzichtet und daß sehr Viele auch als eine praktische ökonomische Seite des Bades das Recht in Anspruch nehmen, mit ihren eigenen Betten und ihrer eigenen Bettwäsche sich zu behelfen, wer alle diese Merk-

male eines einfachen und wohlfeil zu ermöglichenden Kuraufenthalts als etwas vielleicht sogar Schätzenswerthes gelten läßt, der schaue sich getrost einmal dies sächsische Gastein an.

Angeblieh sind 225 Logirräume vorhanden. Sie vertheilen sich auf vier Häuser, zwei große ältere (das Bade- und das Restaurationshaus) und zwei erst neuerdings gebaute von niederem Umfang, aber freierer Lage. Ein fünftes Häuschen, vornehmen Ursprungs (1791 für die damalige Landesmutter erbaut), enthält nur vier Zimmer und pflegt nicht getheilt vermietet zu werden.

Dies ganze Besitztum steht unter einem der Söhne des verstorbenen alten Uhlig; für sich und die übrigen Erben führt er als Director die Verwaltung; ein Bruder des Directors bewirtheftet das umliegende Feldareal. Die Restauration ist verpachtet. Nur dort bedienen Kellner. Die übrige Bedienung ist weiblich.

Der Arzt, Dr. Kay, wie es heißt ein Mann von tüchtigen Kenntnissen, ist Mecklenburger.

Soviel zur ungefähren Orientirung für Kranke. Für Freunde von Fußwanderungen noch Einiges über die lohnendsten Ausflüge.

Aber zunächst: wie erreicht man Wolfenstein? Die Stadt dieses Namens liegt an der Zschoppau; also erreicht man sie per Eisenbahn, wenn man, etwa auf der Fahrt von Dresden nach Chemnitz begriffen, kurz vor letzterer Stadt bei der Station Flöha auf die von Flöha nach Annaberg führende Zschoppau-Bahn abgeht. Die Stadt Wolfenstein liegt hoch oben, und wer kein Freund von Anstrebungen ist, mag am Bahnhof einen Wagen nehmen. Der bringt ihn in 10 Minuten bergauf und in weiteren 15 bis 20 Minuten nach dem freundlich in einer Thalfalte gelegenen Bade.

Sehr alte Laub- und Nadelbäume umgeben dasselbe und auch stattliche Alleen mit recht gut gehaltenen Wegen bieten Gelegenheit zu mannigfachen Spaziergängen. Da keine Großstadt in der Nähe ist, so fehlt jedes städtische Element merklicher Art, denn das nächste Städtchen — eben das bescheidene Städtchen Wolfenstein — hat nur etwa 2500 Einwohner, und der Freund primitiver und halb oder ganz dörflicher Zustände ist also — wenn ihm das Stadtgetreibe daheim zu viel wurde — hier wie auf einer Insel des stillen Meeres vor ihm gesichert.

Will man nun der im Erzgebirge ja so emsig betriebenen Hausindustrie etwas näher treten, so birgt fast jedes Haus des Städtchens Wolfenstein derartige Thätigkeit in Menge. Es wird Stroh geflochten, es wird geklöppelt, Filz gearbeitet, vor Allem allerlei „Pojamenteln“ getrieben. Alt und Jung sieht man in Haus und Garten emsig solchen Beschäftigungen obliegen, bei gutem Wetter im

Freien, oft unter mehrstimmigem Gesange, allenthalben mit guter Laune und aufgeweckten Sinnen. Hier ein Sekundenbild. Neben dem Hause des Apothekers sitzt ein Bübchen vor einer Hausthüre und werkelt an einer Glas-Perlenschnur, zu deren Herstellung vier Perlenstränge künstlich verflochten werden müssen. Er mag erst sieben Jahre alt sein, hat es aber so eifrig, daß er keinen Augenblick ausschaut. „Wie viel zahlt man Dir für den Meter?“ frage ich.

„Neunzig Pfennige.“

„Und wie viel bringst Du in Deinen freien Stunden fertig?“

„Doch fast einen halben Meter.“

„Nach der Schule?“

„Ja, die Schulzeit abgerechnet, also Nachmittags.“

Er hatte mir Rede gestanden, ohne sich irgend stören zu lassen, und ähnlich stehen dem Frager Groß und Klein fast allenthalben Rede. Ueberhaupt ist dies erzgebirgische Völkchen weit findiger und geistig weit entwickelter als das Volk in Gegenden mit ausschließlich landwirthschaftlichem Betrieb. Wen immer man um eine Auskunft anspricht, er versteht rasch, was man will und worauf es ankommt, so daß es eine Freude ist, mit diesen Leuten zu verkehren.

Daß es ihnen, trotzdem die Löhne gedrückt sind, nie wirklich kümmerlich geht, verdanken sie wohl vorwiegend der Theilnahme aller Hausgenossen am Erwerb. Die Kinder mit ihren feinen Fingern überflügeln dabei zuweilen nicht selten die Erwachsenen. Es kommt vor, daß ein zwölfjähriges Kind, wenn es auf das „Posamenteln“ gut angelehrt worden ist, mehr Taglohn zu erarbeiten vermag als seine Mutter. Gegenwärtig gelten die Preise für sehr niedrig, durchschnittlich erwirbt eine fleißige Posamentlerin nur etwa eine Mark pro Tag. Aber wenn Groß und Klein erwerben helfen, kommt doch schon ein artiges Sümmden zusammen, und so sieht man denn auch in dieser ganzen Posamentler-Gegend nirgend wirkliches Elend.

Geklagt wird eigentlich nur über den jetzigen raschen Wechsel der Moden. „Fast alle zwei Monate,“ sagte uns ein gutunterrichtetes Weib, „giebt's ein neues Muster. Man hat so etwas früher nie gekannt. Niemand wagt auf Vorrath zu arbeiten.“ — Daneben thun die Elberfelder Maschinenspiizen den Klöppelspiizen des Erzgebirgs vielen Abbruch, aber wenigstens das eigentliche Posamenteln, so tröstet man sich, scheine Handarbeit bleiben zu können; die menschlichen zehn Finger seien dafür wohl nicht zu entbehren.

Die Zschoppau ist ein reißendes Wasser, und nach seinen von hohen Felsen oder Wald oder

Wiesenhängen bald grotesk, bald lieblich eingefassten Ufern richten sich die meisten Spaziergänge der Badegäste. Die Wege dahin sind mannigfach, sie führen, wie erwähnt, einerseits über das Städtchen Wolkenstein, andererseits gelangt man vom Warmbad dahin, wenn man dem Laufe eines Mühlenbaches folgt, oder wenn man in dem Schatten eines bis an's Ufer hinabreichenden Nadelwaldes wandert. Ein anspruchsloses Wirthshaus am sogenannten Flossplatz pflegt durch seine liebliche Lage aus flüchtig Einsprechenden im Laufe der Kur getreue Stammgäste zu machen. Für Diejenigen, welchen der Einblick in größere Fabriken von Interesse ist, sind im Zschoppau-Thal eine Baumwollspinnerei und zwei Holzschleifereien zur Hand, eine der letzteren in der Nähe des romantisch gelegenen Dörfchens Scharfenstein, über welchem das alte Schloß Scharfenstein auf hohem Felsen thronet. Dasselbe ist seit 1427 im Besitze Derer von Einsiedel und weiß aus der Zeit des Bauernkriegs, wie des dreißigjährigen Kriegs von argen Greueln zu erzählen. Es ist früher um seines alten Thurmes willen von Freunden weiten Ausblicks mit Vorliebe besucht worden. Aus irgend welcher uns unbekanntem Ursache wurde in neuester Zeit Niemand mehr hinaufgelassen, doch ist das sehr alterthümlich belassene Schloß selbst von dem Baron Einsiedel nach wie vor bewohnt.

Ein ähnlich gut erhaltenes altes Burggebäude ragt von Wolkenstein in den Himmel hinein; hier residirte einst zeitweilig Georg der Bärtige, auch Heinrich der Fromme, vorwiegend zur Herbstzeit, wenn das Waldhorn zu fröhlichem Jagen rief. Noch heute beruft sich ein Lehngut, $\frac{5}{4}$ Stunden gen Westen gelegen und ein Zielort manches Kurgastes, auf die Zeit, da es fürstliches Jagdschloß gewesen sein will und führt seinen Namen Heinzenbank auf eine Stelle zurück, wo Heinz oder Heinrich der Fromme gern ausruhte. Ein sagenreicher Gebetstoch mit einem vergitterten Madonnenbilde steht denn auch in nicht allzu großer Ferne, wohl das letzte derartige Ueberbleibsel in Sachsen auf freiem Felde aus katholischer Zeit.

Aber unser Rundreisebillet stellt uns noch einen Absteher in's Böhmisches, und zwar in's Stockkatholische zur Aufgabe, denn Mariaschein soll von uns berührt werden und es stehen für diesen Ort und sein Jesuitenkloster zwei große Wallfahrtstage bevor: das Fest des heil. Schutzengels und dasjenige der Geburt Maria's.

Es muß also geschieden sein. Da wir lediglich den Genuß landschaftlicher Reize, ländlicher Stille und schöner hoher ozonreicher Luft suchten und alles dieses mit Dankbarkeit vorgefunden zu haben bescheinigen dürfen, so wird das berühmte Teplitzer Thal schon einen Theil seiner Gassen feiern

lassen müssen, um uns so gut wie vor Zeiten zu gefallen.

Einstweilen hat's aber mit der Anstellung von Bergleichen noch gute Wege. Wir haben, um nach Böhmen hineinzukommen, eine Steigung von fast drittehalbhundert Meter zu überwinden, und so geht die Fahrt nur langsam, was uns übrigens erwünschte Gelegenheit zu lohnenden Um- und Ausblicken gewährt. Die Bschoppau — und vor der Hand geht unsere Bergfahrt ihrem Laufe entgegen — hat zwar ihren fesselndsten Reiz bereits unweit Wolfenstein uns enthüllt, — zwischen dem genannten Städtchen und dem Flossplatz, dort, wo ein hoher alter Brückenbogen (die Heidelbacher Brücke) sie malerisch überwölbt, — aber auch bis über Wiesenbad hinaus bleiben Tannenwald, saftiggrüne Hänge und überraschend wilde Felspartien ihr getreulich zur Seite, unter letztern der von den Wiesenbader Kurgästen fleißig besuchte Amethystenbruch, der nach starken Regengüssen manch' werthvolles Gestein bis in die dann brausende Bschoppau hinabschwemmen sieht; ich selbst habe vor Jahren mehr davon zusammengelesen, als sich leichtlich fortschaffen ließ. Will man wissen, inwieweit Wiesenbad neben Warmbad Wolfenstein als Kurort in Betracht zu ziehen ist, so sei dem ersteren nachgerühmt, daß es, obschon auf weniger Gäste eingerichtet, diesen doch möglichst viel gesellschaftliche Annehmlichkeiten bietet, darunter ein Lesezimmer mit einiger Zeitungs-Auswahl, und daß es, als unmittelbar an der Eisenbahn gelegen, Ausflüge weiterer Art ohne viel Zeitverlust ermöglicht. Die als tägliche Fußwanderungen sich empfehlenden lohnenden Spaziergänge hat aber Warmbad Wolfenstein in größerer Anzahl aufzuweisen und der Lärm und Rauch von Fabriken, deren sich Wiesenbad nicht völlig erwehren kann, dringt nicht in den Frieden des Warmbads. Im Uebrigen streiten sich die Gelehrten über den Werth oder Unwerth der wenigen Grade Wärme, durch welche Warmbad seine Concurrentin, die auch bereits auf eine lange Bergangenheit und auf ehemals landesfürstliche Begünstigungen zurückblickt, übertrifft. In beiden Orten haust sich's gut.

Doch wir sind inzwischen schon an dem großen lieblichen Dorfe Schönfeld vorbeigerollt und haben Annaberg erreicht, die bedeutendste Stadt des obern Erzgebirges, wiederum hoch gelegen, so daß nur auf einer sich langsam bergan windenden Fahrstraße von der Station zur eigentlichen Stadt hinauf zu gelangen ist. Am Markt weist das Höhenmaaß denn auch schon 601 Meter Seehöhe auf. Der weithin als Wahrzeichen der Umgegend sichtbare Pöhlberg, ein langgestreckter bewaldeter Basaltberg, dem sich Annaberg von fern angebaut hat, erreicht die Höhe von 832 Meter. Man weiß, daß die

Entstehung der Stadt bis in die letzten Jahre des 15. Jahrhunderts zurückgeführt wird und daß die Entdeckung von silberhaltigen Erzadern sie rasch in hohe Blüthe brachte. Im 16. Jahrhundert hatte die Stadt ihre eigene Münzstätte. Von dem Fundort „am Schreckenberge“ datirt für die dazumal ausgegebenen Münzen noch der Name „Schreckenberger“. Damals, so wird erzählt, ging es den Annabergern so übermäßig gut, daß eine Bauerfrau, die an der Zeche „Himmlich Heer“ Antheil hatte, täglich in eine Wanne stieg, die mit theurem Ungar-Wein gefüllt wurde; und andere Gewerkinnen sollen's ihr nachgethan haben. „Natürlich,“ so versicherte mein posamentelnder Gewährsmann, „blieb der Zorn des Himmels nicht aus; anno 1604 brannten 700 Häuser nieder, einschließlich Kloster, Rathhaus, Schule und Hauptkirche, und anno 1630 wiederum 300 Häuser; dazu kamen die Nöthe des dreißigjährigen Krieges und zuletzt das Versagen der Silberadern, — wären Frau Barbara und Herr Eimel nicht gewesen,“ so schloß er, „ja mein kuester Herr, wo waren wir da?“

Frau Barbara Ullmann, welche als Einführerin des Spitzenklöppelns ein Denkmal auf dem Annaberg Friedhof hat und jetzt auch in der Stadt selbst eins erhielt, darf in der That für eine große Wohlthäterin der Gegend gelten, und es ist zu verwundern, daß unter den vielen wohlwollenden Frauen, welche allerorts auch heute noch besiffen sind, ihre Zeit und ihre Kräfte im Dienste der Menschheit zu verwerthen, so wenige sind, deren Scharfsinn etwas gleich Praktisches und weithin Nützliches zu erkügelu verstand. Gewiß würde die jetzt staatlich geförderte Hausindustrie in Deutschland sich weit rascher entwickeln, wenn Frauen von Kopf und Herz ein oder das andere Fach des Handfertigkeitsunterrichts sich etwas aufmerksamer auf die Frage ansähen: in welcher Gegend wohl die müßig gehende Dorfjugend für ein solches Fach zu interessieren und sozusagen zu züchten wäre. Es giebt deren mit Ausnahme des Erzgebirges fast überall. Vielleicht setzt man das Thema in einem oder dem andern Frauen-Vereine einmal auf die Tagesordnung. Wie günstig solche Anleitung zu lohnender Handfertigkeit auf Intelligenz und Sitte wirkt, dem mag man dann im obern Erzgebirge selbst einmal weiter nachforschen.

Aber wer war Eimel? Nun, der hat die sogenannte Posamentirerei auf die Beine gebracht. Er hieß Georg, war in dem benachbarten Städtchen Buchholz geboren und führte jene jetzt über die Klöppelei noch hinausgewachsene Handfertigkeit, um die uns England und Amerika beneiden, zu Ende des 16. Jahrhunderts ein. Wir Männer gehen durch Annaberg's Straßen hindurch, ohne unsere Kenntniß auf diesem für die weibliche Bekleidungs-

kunft so wichtigen Gebiete erheblich zu erweitern; aber für das schöne oder, um mit Jean Paul zu reden, für das schönere Geschlecht müßte Annaberg eigentlich etwas ähnlich Anziehendes haben, wie Mekka für den Muselman oder wie die Quellen des Nils für den Geographen. Vielleicht regen

nach schützenden Wäldern auszuschaun und finden, daß sie leider recht spärlich zu werden beginnen. Ist das Papier daran schuld? Aller Orten werden selbst schon junge Fichtenstämme gefällt, um in die sogenannten Holzschleifereien gebracht zu werden, d. h. um Papierstoff zu liefern, und ein Fabrikant,



Eine Liebesgeschichte.

diese Zeilen auch dazu eine oder die andere, dem Reisen nicht abholde Leserin an. Natürlich muß es Sommer sein, denn das hohe Erzgebirge braucht zu seiner Empfehlung auch noch freundlicher Sonnenblicke.

Wir beginnen in Ermangelung derselben je höher die Locomotive uns hinaufschleppt, desto mehr

der mir gegenüber sitzt, versichert, härtere Stämme als 16 Centimeter starke kämen schon zu theuer zu stehen. Wo sollen die Wälder von Belang in die Höhe wachsen? Und doch sind sie für hochgelegene Gegenden die größte Wohlthat, der einzige Schutz und wie man weiß ja auch das einzige Mittel, um die Flüsse und Flützchen ergiebig zu erhalten.

Wer sich von der Gewalt und der Stetigkeit des Nordwestwindes einen Begriff verschaffen will, der stecke auf dieser Fahrt einmal die Nase aus dem Fenster, wenn der Conducteur Krina-Neudorf ruft. Alle Bäume der dortigen Chaussee sind ohne jede Ausnahme so windschief, als ständen sie auf Sylt oder auf dem Strande bei Hufum und müßten Tag und Nacht Neptun's Blasebalg im Rücken haben. Nun, wir sind allmählich auch über diesen Theil der Fahrt hinausgelangt und böhmisches Deutsch klingt an unser Ohr, zwar heißt es nicht mehr wie weiland „die Bäß, die Bäß, euer Gnoden“, aber das Gepäck muß heraus; wir haben die böhmische Stadt Weipert erreicht. Sie soll etwa 6000 Einwohner zählen und der weibliche Theil huldigt, wie wir schon in den ersten von uns durchwanderten Straßen wahrnehmen, den Stirnlocken.

Ein schmales Bächlein, die Pöhl, bildet die Grenze. Es windet sich unablässig, so daß ein Kartograph, der hier gewissenhaft die Grenze zu Papier bringen wollte, Jahr aus Jahr ein daran zu thun haben würde; aber im Vorbeifahren blüht sich's auf das drollige Bächlein gar gut hinab; man meint, es rufe den hüben wie drüben liegenden Säubern, mit grauem Schiefer gedeckten Häuschen zu: ei Possen, nehmt's mit den Grenzpfählen nur nicht so pedantisch, das ganze Ländertrennen ist ja nur ein Scherz!

Auch bestätigt uns eine zu uns eingestiegene Alte, daß die Leute hüben und drüben eigentlich kaum wissen, daß sie nicht zusammen gehören, trotz der trennenden Confession, vermuthlich weil das Posamenteln auch diesseits fleißig betrieben wird und Alles daher in stetem Verkehr ist. — „Und die Mundart?“ frage ich.

„Freilich,“ meint sie, „da hat's einen Unterschied.“

„Zum Exempel?“

„Nu, damit verhält sich's nämli so: auf der sächsischen Seite schreibens am Ende D, auf unsrer Seiten aber N.“

Am Ende? Das war mir nicht ganz verständlich und ich mußte wieder um ein Beispiel bitten.

„Gut,“ sagte die Alte, „setzen wir den Fall, mich fraget Einer von der sächsischen Seite, ob ich a (auch) in Schmiedeberg war, da fragt er nicht: Mutter, sein Sie a in Schmiedeberg gewesen, sondern er spricht: Mutter, sein Sie o in Schmiedeberg gewesen.“

Das hatte also mit den Worten ausgedrückt werden sollen: auf der sächsischen Seite „schreibens am Ende D.“

Im Uebrigen fehlte es dieser Alten nicht an Nachdenken und zu meinem Erstaunen vertrat sie dabei die Ansicht — die überhaupt in Weipert von Vielen getheilt werde — man solle nur getrost eine czechische Schule in Weipert beschaffen; warum?

weil die Czechen, welche deutsch lernten, zu sehr gegen die einsprachigen Weiperter in Vortheil seien. Könne man mehrere Sprachen, so finde man aller Orten sich durch. So machten's die Juden und deshalb ständen ihnen alle Häuser offen.

Auch wieder ein Tröpflein Wasser auf die Mühle der Herren Nieger und Conforten.

Und so gelangen wir dem nach und nach in das Dux-Teplitzer Thal hinab. Es ist gen Süden mit allerlei malerischen Bergen besäimt und wer wollte leugnen, daß es voll ist von lieblichen Partien? Aber die Luft ist qualmig, man athmet aller Orten Braunkohlenstaub und Gase ein, — wer aus der Gebirgsluft kommt, fühlt eine Degradirung. Nicht minder vermißt man Sauberkeit und Behagen. Aller Orten die freudlosen Erscheinungen der heimkehrenden oder ihre Schicht beginnenden Bergleute, kärglich ist die Löhnung und kärglich schaut's daheim unter den Jhren aus. Der Unterschied der Wohnungen, z. B. in Graupen, verglichen mit denen der Dörfer und Städtchen, die wir im Rücken ließen, ist ein sehr auffälliger. Wenn siele es hier unten wohl ein, sein Schieferdach und seine Schieferwand mit mosaikartig eingefügtem andersfarbigem Schiefer zu schmücken? In dem sächsischen Dorfe Hopfgarten an der Fischpau waren in dieser Art so viele Namenszüge und Arabesken an eine simple Scheune verschwendet, daß wir uns sagten: hier hat ein Schieferdecker eine Scheuer als Visitenkarte benutzt. Aber gefehlt, bald kamen wir dahinter, daß jedes zahlungsfähige Bäuerlein diese unschuldige Passion theilte und daß dies Stammeln des Kunstsinns etwas Landesübliches war. Von nichts Aehnlichem wüßte ich aus den böhmischen Dörfern am tieferen Hange des Erzgebirges zu berichten.

So setzt es denn auch nicht in Verwunderung, daß in Mariaaschein die Jesuiten den Kreuzgang, der die Kirche umgiebt, in einem Zustande belassen, der kaum vernachlässigter gedacht werden kann. Die Wandmalereien desselben sind nur zum kleinen Theil noch erkennbar. Sie handeln zumeist von Wunderwirkungen des in der Kirche verwahrten berühmten wunderthätigen Madonnenbildes, von welchem erzählt wird, es sei zur Zeit der schlimmsten Heimsuchungen der katholischen Kirche öfter durch himmlische Fügung in einer Linde verborgen worden. Schämt man sich dieser Schildereien, weil sie von wenig geübten Malern herrühren, da sollte man sie lieber mit Kalk überweissen. Aber vielleicht sollen die Wallfahrer glauben, es fehle den Schülern Jesu an Mitteln. Dann jedoch brauchte man auch nicht das Innere der Kirche mit so vielem Lurus auszustatten. — Und nun die Bettlerschaar auf allen Wegen! Machen wir, daß wir nach Hause kommen.

Nach fünfzehn Jahren.

Von

Friedrich Friedrich.

In dem Hafen Hamburgs lag ein Auswanderungsschiff zur Abfahrt bereit. Es war ein großer, prächtiger Dampfer, der mehr als Tausend Köpfen, denen die Heimath zu eng und auch zu schwer geworden war und die drüben mehr Platz, mehr Glück und mehr lohnende Arbeit zu finden hofften, hinreichend Raum gewährte und durch seine ganze Erscheinung das feste Vertrauen erweckte, daß er alle sicher in das Land ihrer Hoffnung überführen werde.

Es herrschte auf dem Deck des Schiffes, auf der Landungsbrücke und an dem Ufer ein solches Leben, ein Drängen und Stoßen, Rufen und Schreien, wie es nur ein Auswanderungsschiff darbietet, das in wenigen Stunden in See gehen will. Dazu kam, daß die meisten Auswanderer sich gegenseitig nicht kannten und auch nicht verstanden. Es waren Oberschlesier, Czechen und Polen. Fast durchgehends ärmliche, zum Theil nur mit Lumpen bekleidete Gestalten.

Die Männer sonnenverbraunt, meist von Arbeit gebeugt, aber mit trotzigen Blicken, entschlossen, dem Geschiede ein Stück Lebensglück mit Gewalt abzurufen, oder abgestumpft durch die Leiden zuvor, durch Sorgen und die Beschwerden einer langen Reise. Die Frauen blaß, abgezehrt, mit so ermüdeten Gesichtern, als ob auf dieselben nie ein schwacher Strahl des Glücks gefallen wäre. Dazu beladen mit den verschiedenartigsten Trümmern ihrer früheren ärmlichen Wirthschaft, erschöpft durch die Sorgen um die Kinder, an denen es fast keiner von ihnen fehlte.

Welche verschiedenartige Gruppen auf dem Deck des Schiffes! Und über allen ein Hauch des Glends. Nur aus wenigen Augen leuchtete eine freudige Hoffnung, sie hofften zwar Alle, aber was vor ihnen lag, war noch durch das Dunkel der Zukunft umhüllt.

Hier saß ein armes Weib neben einem Bündel schmutziger Kleidungsstücke und Betten auf dem Boden zusammengekauert, den angstvollen Blick auf einen Säugling gerichtet, den sie fest an die Brust gepreßt hielt und aus dessen kleinem Gesicht ihr der nahende Tod entgegenstarrte. Sie hörte nicht das Weinen zweier Kinder von ungefähr drei und fünf Jahren, welche sich an sie klammerten und

um Wasser und Brot schrien. Sie hörte nicht die ermutigenden Worte ihres Mannes, der taumelnd vor ihr stand und dessen geröthetes Gesicht nur zu deutlich verrieth, daß er zur Flasche gegriffen hatte, um die Sorgen abzuschütteln. Vielleicht war die Flasche der Grund, aus dem all' das Glend stammte.

„Gieb dem Kinde einige Tropfen, die werden es stärken“, sprach er stammelnd und reichte seiner Frau die Braantweinflasche.

Unwillig stieß sie die Hand zurück.

Der Mann murmelte einige unverständliche Worte vor sich hin, dann ließ er sich schwerfällig nieder, nahm das dreijährige Kind, einen Jungen, auf das Knie und hielt ihm die Flasche an den Mund.

Dicht daneben waren zwei dunkeläugige Czechen um den Platz in heftigen Streit gerathen. Sie schrien und fuhren mit den Händen umher, sie stießen sich zurück und ihre Frauen kreischten; schon hatten sie sich gegenseitig an den Haaren erfaßt, als ein stämmiger Matrose dazwischenfuhr. Er verstand nicht, warum sie stritten und sie verstanden seine kräftigen Flüche in gutem Hamburger Platt nicht. Als er aber den Einen der beiden Streitsüchtigen erfaßte und so kräftig auf den Boden setzte, daß es sich wie ein dumpfer Fall anhörte, da begriffen Beide, was er eigentlich wollte und waren ruhig.

Friedlicher gestaltete sich das Bild einer anderen, nur wenige Schritte davon entfernten Gruppe. Ein Mann, eine Frau und vier Kinder, es waren zwei Knaben und zwei Mädchen im Alter von zehn bis sechzehn Jahren, saßen beisammen auf dem Deck. Das Gesicht des Mannes war blaß, aus seinen eingefallenen Wangen leuchtete die Schwindsucht, aber frisch und kräftig war seine Frau, frisch und kräftig waren die Kinder, das Ebenbild ihrer Mutter. In entschlossener Weise hatte die Frau ihrem Manne einen gesicherten Platz errungen, nun vertheilte sie Brot und Speck unter die Ihrigen, nur dem Mann reichte sie ein Stück Fleisch und Weißbrot. Seine Hand zögerte unwillkürlich, das Dargereichte anzunehmen, sein Auge glitt über seine Kinder hin. Und die Frau verstand den Blick.

„Nimm nur“, bat sie freundlich. „Das schwere

Brot bekommt Dir nicht, uns schmeckt's gut und die da sind mit dem zufrieden, was ich ihnen gebe. Sie sind ja gesund und wenn wir erst drüben sind, dann werden sie Dir zeigen, daß sie verstehen, die Arbeit recht anzufassen."

Und die Kinder blickten ihren Vater zustimmend an; aus ihren Augen leuchtete die Hoffnung auf ein großes und neues und schönes Land.

Es reihte sich Bild an Bild und Gruppe an Gruppe.

Das tollste Drängen herrschte auf der Landungsbrücke. Noch immer strömten neue Auswanderer auf das Schiff, mühsam mit ihrem oft umfangreichen Gepäc sich durchdrängend; die Frauen riefen nach ihren Kindern, diese schrieten, wenn sie gestoßen oder getreten wurden. Manche, die auf dem Schiffe sich bereits ein Plätzchen errungen hatten, verließen daselbe noch einmal, um für die weite Reise noch einige Einkäufe zu besorgen. Keiner nahm Rücksicht auf den Andern, jeder suchte so schnell als möglich sich durchzudrängen. Und mitten durch das Gewirr suchte eine Anzahl Lastträger, welche noch Kisten und Fässer auf das Schiff zu bringen hatten, sich einen Weg zu bahnen. Sie riefen wohl: „Platz da!“ oder „Kopp by!“ aber meistens hatten schon vor diesem Rufe die Köpfe der zunächst stehenden empfindliche Stöße erhalten. Schimpfen und Fluchen auf beiden Seiten. Aber das Ohr eines ächten Hamburger Lastträgers ist unempfindlich gegen eine ganze Fluth von Schimpfwörtern, wie er sich auch nichts daraus macht, wenn er Andern ein Loch in den Kopf stößt.

Dicht an das Gelände der Landungsbrücke gedrängt stand eine Frau von vielleicht fünfundsiebzig Jahren und weinte heftig. Sie war nicht besser gekleidet als die meisten der anderen Auswanderer, aber sauberer. Es giebt Gesichter, aus dessen Zügen man auf den ersten Blick eine ganze Vergangenheit lesen kann, und auf dem blassen, hübschen Gesichte der Frau standen deutlich geschrieben viel Sorgen und Noth, viel Kummer und Herzeleid. Ihre dunklen, vom Weinen gerötheten Augen starrten schmerzlich und hoffnungslos vor sich hin.

Auch sie gehörte zu den Auswanderern, sie hatte die weite Reise von Oberschlesien bis Hamburg zurückgelegt, um mit diesem Schiffe nach Amerika zu fahren. Am Abende zuvor war sie in Hamburg angelangt, und während der Nacht war ihr Alles, was sie besaß, gestohlen, ihre geringen Ersparnisse, das Geld, mit dem sie die Uebersahrt bezahlen wollte. Es war ihr nichts geblieben. Völlig verlassen stand sie in der großen, fremden Stadt da. Das war mehr als sie ertragen konnte, so Schweres sie auch in ihrem Leben erduldet hatte.

Vergebens hatte sie sich an den Agenten, der den Zug der Auswanderer bis Hamburg geleitet,

gewandt, vergebens hatte sie gebeten, ihr selbst den schlechtesten Platz auf dem Schiffe zu verschaffen, vergebens hatte sie gelobt, Alles zu ersetzen, sobald sie drüben Arbeit gefunden. Der Mann hatte sie kalt und grob zurückgewiesen, denn er hatte nur ein Herz für diejenigen, welche Geld besaßen.

Mit mehreren Bekannten aus ihrer Heimath hatte sie die Reise unternommen, dieselben waren indessen zu arm, um ihr helfen zu können.

Ein Mann stand neben ihr und suchte sie zu beruhigen. „Fasse Dich, Rosa“, sprach er, „Du kannst ja später nachkommen.“

Die Frau schüttelte schluchzend mit dem Kopfe, sie hatte keine Hoffnung mehr.

„Ich habe ja nichts — nichts,“ rief sie. „Ich kann nicht heimkehren, ich weiß nicht einmal wo ich die nächste Nacht ein Unterkommen finde.“

Der Mann griff zögernd in die Tasche, denn er war selbst arm und mußte jeden Pfennig für seine Familie auf dem Schiffe zusammenhalten. Er holte einen Thaler hervor und drückte ihn der Frau in die Hand.

„Nimm das“, fuhr er fort. „Du wirst auch hier ein Unterkommen und Arbeit finden. Du hast Dich immer fleißig und brav gehalten, deshalb denke ich, wird es Dir an einem fremden Orte nicht mißglücken. Sobald ich drüben eine Stätte für mich und die Meinen habe, schreibe ich Dir, dann kommst Du nach und ich werde schon für Dich sorgen!“

„Dann bin ich längst todt, denn ich mag und kann dies Leben nicht länger ertragen!“ rief die Unglückliche.

„Sprich nicht so!“ mahnte der Mann. „Es hat Dich freilich hart betroffen und viel glückliche Tage hast Du nicht erlebt.“

Die Arme schluchzte noch heftiger, denn nur trübe Erinnerungen waren durch die gut gemeinten Worte in ihr erweckt. Soweit sie zurückdenken konnte, hatte ihr ganzes Leben nur aus Täuschungen, Leid und Sorgen bestanden.

Sie war die Tochter eines armen Webers in Oberschlesien, eines Mannes, den Noth und Sorgen hart gemacht hatten. Schon als Kind hatte sie den ganzen Tag über Garn spulen müssen und wenn sie an die Zeit zurückdachte, erinnerte sie sich stets nur an Hunger und Schläge. Trotzdem war sie zu einem hübschen, blühenden Mädchen herangewachsen und dann war ein kurzer, schöner Frühlingstag für sie gekommen. Sie lernte einen jungen Mann, Andreas Sanders, kennen, der ihr seine Liebe gestand, und obschon er arm war wie sie selbst, ging ihnen doch ein Himmel des Hoffens auf. Der junge Bursch war gesund und hatte kräftige Arme und er meinte, durch Arbeit und Fleiß müsse er sich überall eine Stätte

erringen können, an der er mit der Geliebten glücklich werden könne. Viel verlangten sie beide nicht vom Leben. Glück hieß für sie nicht mehr, als daß ihre Herzen fest und treu an einander hingen und daß sie durch ihre Hände im Stande waren, die Noth fern zu halten. Jahre lang hielten sie treu zu einander, da bewarb sich ein Bauer um Rosa's Hand und ihr Vater sicherte ihm dieselbe zu. Vergebens sträubte Rosa sich, den ungeliebten und weit älteren Mann zu heirathen, ihr Vater war unerbittlich geblieben und hatte geschworen, daß sie nie Sanders Frau werden solle. Der Wohlstand des Bauern verblendete den armen Weber.

Trübe, böse Tage mußte das unglückliche Mädchen durchleben. Ihr Vater hatte sie durch Härte zu zwingen gesucht, er wies ihrem Geliebten die Thür und hielt sie wie eine Gefangene im Hause, damit sie Sanders nicht sehe. Mehr als einmal war sie nahe daran gewesen, sich aus Verzweiflung das Leben zu nehmen. Körperlich und geistig herabgekommen, hatte sie endlich jede Widerstandskraft verloren. Sie wurde die Frau des Bauers und an demselben Tage verließ Andreas Sanders seine Heimath, um nach Amerika auszuwandern.

Für die Unglückliche war kein Tag der Freude mehr aufgegangen. Ihr Mann, ein roher und dem Trunke ergebenen Mensch, behandelte sie roh, sein Wohlstand erwies sich als Trug und mit seiner Wirthschaft war es von Tag zu Tag mehr rückwärts gegangen.

Rosa litt unendlich viel, zwei Kinder wurden ihr geschenkt, aber beide durch den Tod wieder genommen. Ihr Mann überhäufte seine Besingung mit Schulden, sie wurde ihm endlich genommen und arm wie ein Bettler mußte er das Haus verlassen. Geschwächt durch den Trunk, unfähig zu arbeiten, sorgte die Frau für ihn jahrelang, und sie that es solange, bis der Tod des Mannes sie erlöste.

Sie würde das Alles nicht ertragen haben, hätte die Erinnerung an den, den sie so innig geliebt und dem ihr Herz immer noch gehörte, ihre Kräfte nicht aufrecht erhalten. Obwohl sie von Sanders nichts wieder gehört hatte, konnte sie nicht glauben, daß sein Herz anders empfinde als das ihrige.

So waren fünfzehn lange Jahre des Elends geschwunden, als ein Auswanderungsagent in das Dorf gekommen war und eine ihr befreundete Familie überredet hatte, nach Amerika auszuwandern. Sie verkaufte ihr geringes Hab und Gut, entnahm ihre Ersparnisse und schloß sich der Familie an, um sie zu begleiten, denn der Glaube hatte sie nicht verlassen, daß sie drüben den wiederfinden müßte, dem ihr Herz noch immer gehörte.

Wohl theilte sie dies Niemand mit, aber ihr Herz hielt an diesem Glauben fest, wie an einem

Heiligthum und die Vernichtung dieser Hoffnung — es war ihre letzte — wirkte jetzt mit, ihren Schmerz zu erhöhen. Sie konnte dies nicht sagen, und das drückte ihr fast das Herz ab.

„Fasse Dich, Rosa,“ wiederholte der neben ihr stehende Mann noch einmal. „Glaub' mir, es wird keinem Menschen mehr auferlegt, als er tragen kann. Kimmerniß hast Du genug in Deinem Leben kennen gelernt, da darfst Du hoffen, daß auch für Dich bessere Tage kommen werden.“

Was sind Worte für ein verzweifelndes Herz! Weniger als ein Strohhalme in schäumender Brandung, weniger als ein Regentropfen für eine ausgedürte Landschaft! Die unglückliche Frau hörte die Worte kaum, denn sie fühlte sich unsagbar elend.

„Platz da! Platz da! Schert Euch zum Ruckuck, aber versperrt hier den Weg nicht!“ rief ein Lastträger mit lauter Stimme und drängte die unglückliche Frau unsanft an das Gelände.

Rosa ließ die vor die Augen gepreßten Hände sinken; sie blickte einen dicht vor ihr stehenden, mit schwerer Kiste beladenen Mann in die Augen, sie wollte zurückfahren, das Brückengeländer gestattete es nicht, ein halbblauer Aufschrei entrang sich ihrer Brust.

Und auch der Mann war stehen geblieben, sein Auge war auf die Frau geheftet, seine Gestalt schien unter der schweren Last zu wanken, seine Hände konnten sie nicht länger halten, er ließ sie von der Schulter auf die Erde niedergleiten.

„Rosa — Rosa!“ rief er.

„Andreas!“ erwiderte die Frau und drohte ohnmächtig niederzusenken.

Der Lastträger fing sie mit seinen Armen auf und rücksichtslos sich Bahn brechend, trug er sie von der Brücke an das Ufer und von dem Ufer in eine nahe gelegene Restauration, in der die Matrosen und Lastträger verkehrten. Auf einer Bank ließ er die ihm leichte Last nieder. Als die Unglückliche zu sich kam, blickte sie in ein paar liebe und treue Augen.

„Rosa, wie kamst Du hierher?“ fragte der Lastträger, der kein Anderer war als Sanders, den sie in Amerika wiederzufinden hoffte, indem er die Hand der Frau fest in der seinen hielt. Mit stockenden, abgerissenen Worten erzählte die Wiedergefundene, daß es ihre Absicht gewesen sei, nach Amerika auszuwandern, daß ihr indessen in der Nacht zuvor Alles geraubt sei.

„Und Dein Mann?“ fragte Sanders.

„Er ist seit Jahren todt.“

„Todt! Und Du bist frei?“

„Ja!“

„Frei — frei!“ jubelte die kräftige Gestalt des Mannes mit den ehrlichen Augen auf und seine

Rechte preßte die Hand der Frau so fest, daß sie hätte aufschreien mögen.

„Kosa, das hat der Himmel so gefügt!“ rief er.

Dann sprang er auf und befahl dem Wirth, das Beste zu bringen, was er habe.

„Sieh, Kosa,“ fuhr er fort, als der Wirth den Tisch mit Speise und Trant besetzte, „was mich damals fortgetrieben hat, das weißt Du. Ich war in verzweiflungsvoller Stimmung. Ich ging hinüber, fest entschlossen, Alles zu überwinden und zu vergessen, ich wollte nichts wieder von meiner Heimath und von denen, die ich zurückgelassen, hören, als ich aber drüben angelangt war, konnte ich Dich doch nicht vergessen. Von Ort zu Ort habe ich mich dort umhergetrieben, ich litt keine Noth, denn Arbeit fand ich überall, aber es ließ mir nirgend Ruhe. Ich mochte nicht schreiben und doch zehrte es an mir, daß ich von Dir nichts erfuhr. Fast zehn Jahre bin ich drüben gewesen, da trieb es mich zurück. Ich wollte in meine Heimath eilen und doch bangte mir vor dem Gedanken, Dich als Frau des Bauers wieder zu sehen. Daß Du nicht glücklich sein werdest, das wußte ich. Ich zögerte und gewann hier Arbeit, gute Arbeit. Ich habe sogar Ersparnisse gemacht, ohne mich zu fragen, weshalb, denn an mein Alter habe ich nicht gedacht. Ich habe immer die Empfindung gehabt, wenn ich nicht mehr arbeiten könne, dann sei es fertig mit mir und Zeit, daß ich sterbe. Nun sage mir, wie es Dir ergangen ist.“

Die arme Frau, die ihre Hand ruhig in der Rechten des Jugendgeliebten ließ, erzählte langsam, stockend von ihrem traurigen Leben. Sie verschwieg Manches, weil schon die Erinnerung davon sie erzittern machte, aber es war doch nur ein trauriges Lied von Kummer und Herzeleid.

„Kosa,“ sprach Sanders, indem er das vor ihr stehende Glas mit Rum auf einen Zug leerte, um sich Muth zu trinken. „Mich hat das Leben viel umhergeworfen. Jetzt habe ich mich auf einer Scholle Erde festgesetzt, die groß und fest genug ist, um zwei Menschen sicheren Raum zu gewähren. Ich habe die Arbeit nie gescheut und was ich jetzt treibe, nährt noch Mehrere. Frage Dein Herz, ob in ihm noch nachhallt, was es einst für mich empfunden und wenn es mir zustimmt, dann nimm hier meine Hand, Du sollst keine Noth leiden, so lange ich Dir zur Seite stehe, und Du

sollst auch niemals sagen, daß ich vergessen habe, was ich Dir einst gelobt. Mein Herz hat die Prüfungszeit überstanden.“

Kosa antwortete nicht, sie konnte nicht sprechen, weil ihre Thränen es nicht gestatteten. Sie ließ es aber ruhig geschehen, daß er sie an sich preßte. Und als sie die Worte wieder gewann und ihm sagte, daß nur die Hoffnung, ihn wieder zu finden, sie nach Amerika getrieben habe, da jubelte er auf.

„Also mich — mich hast Du gesucht!“ rief er glücklich. Und als mehrere seiner Kameraden in das Zimmer traten, lud er sie alle ein, seine Gäste zu sein, weil er den schönsten Tag seines Lebens feiere.

Es waren urwüchsige und rohe Gesellen, die in der Schenke dort verkehrten, sie pfl egten kräftige Flüche auszustößen und fest mit der Faust auf den Tisch zu pochen, wenn der Wirth ihnen nicht sofort brachte, was sie begehrten. Als aber Sanders ihm seine und Kosa's Lebensgeschichte erzählte, waren sie lustig, aber wagten kaum laut zu sprechen. Es war, als ob auch bei ihnen das Gefühl der ersten Jugendliebe leise nachhalle und die hat immer etwas Heiliges.

In der Familie eines Freundes brachte Sanders Kosa unter, bis er für ein eigenes Heim Sorge getragen.

Als am folgenden Morgen bei der Hochfluth der Dampfer die Anker lichtete, um mit eintretender Ebbe den Hafen zu verlassen, da standen Sanders und Kosa auf der Landungsbrücke, um den Scheidenden noch ein Lebewohl zuzuwinken. Sie standen Hand in Hand da und aus den Augen der Frau, die am Tage zuvor so verzweiflungsvoll geweint, die gemeint hatte, das Leben nicht länger ertragen zu können, leuchtete der jungfräuliche Glanz und das jungfräuliche Glück einer Braut.

„Sieh,“ sprach Sanders, indem er Kosa's Hand fest drückte, „es ist doch Alles gut geworden. Du warst gestern in Verzweiflung, weil Du nicht mitfahren konntest, und wenn Du jetzt auf dem Schiffe wärst, dann würden wir uns wohl im Leben nie wieder gesehen haben. Ich meine, es ist gut so gekommen.“

Er riß die Mütze vom Kopfe, schwenkte sie in der Luft und rief den dem fremden Lande entgegen Fahren den ein lautes: „Hallo, Halliu!“ nach.





Allgemeine Rundschau.

Der Kaffeebaum im Zimmergarten. Meinen verehrten Leserinnen und den willensstarken Lesern hüpfst sicher das Herz höher, wenn sie die Worte „Arabischer“ oder „Mokka-Kaffee“ (*Coffea arabica* L.) lesen. Bereitet man doch aus dem Samen dieser gesegneten Pflanze den in allen Familien, von der unseres Kaisers bis zum armen Mütterchen herab wie jedem einsam lebenden Menschen den unentbehrlichen Göttertrank, der stets aufheitend wirkt, der den Müden erfrischt, den Schläfrigen wach erhält, den Berauschten nüchtern macht und bei leichten Unpäßlichkeiten (Kopfschmerz, Verdauungsbeschwerden, Trägheit der Hautausdünstung u. a. m.) augenblicklich Hilfe leistet — wenn er mäßig genossen wird, denn allzu starker Kaffee ruft allerlei Nervenübel hervor und kann selbst Betäubung und Schlagfluß bewirken.

Aber der Kaffee hat auch eine große Bedeutung für den Stoffwechsel im menschlichen Körper. Das beweisen, nach „Archives de Physiologie“, die Versuche eines jungen Mediciners Guimaraes in Rio de Janeiro, der die Wirkung des Kaffees auf den Stoffwechsel mehrerer Hunde untersucht hat, wobei er fand, daß bei täglichem Genuß von Fleisch und aus möglichst gleichartigem Pulver hergestelltem Kaffee nicht nur der Blutumlauf und die Atmung beschleunigt, die Temperatur erhöht, die Pupille erweitert und die Verdauung befördert wurde, sondern auch die Fleischmasse sich vermehrte, während ein anderer Hund, der nur Fettgewebe von Schweinen und Mehlbrei fressen durfte, beim gleichzeitigen Genuß von Kaffee sichtbar abmagerte und nach neun Tagen starb. Die Wirkung des Kaffees ist demnach der von Fleischbrühe (Bouillon) zu vergleichen, die man lange als Nahrungsmittel betrachtet hat, die indeß nicht nährt, wohl aber das Bedürfnis nach Nahrung erhöht. Fleischbrühe und Kaffee sind Reizmittel, welche die „organischen Verbrennungen“ fördern, doch ohne selbst „Brennmaterial“ zu liefern; der Kaffee vermehrt die vorhandenen, stärkt die physischen Kräfte und regt die Hirnthätigkeit an, indem er den Stoffwechsel und den Verbrauch von Stickstoffnahrung fördert. Er ermöglicht dem Organismus, mehr zu brauchen und zu verzehren und ist sein Genuß allen anzurathen, die ein thätiges Leben führen; aber er nützt nur, wenn er mit Fleisch, vorher oder nachher, genossen wird. Nach Guimaraes' Versuchen wäre er den Vegetariern vom Uebel, was diese recht gut zu wissen scheinen, denn sie kennen unseren Göttertrank — kaum, von dessen Wirkung auf den Menschen Jakob Delisle singt:

„Der Sinn belebt sich und geordnet kommen
Wir die Gedanken, Bogen gleich gelassen:
Sie, die so dünn, so hohl, so traurig waren,
Sie lächeln nun und prangen reich gekleidet.“

Jean Paul sagte: „Der Kaffee macht feurige Araber,

der Thee ceremonielle Chinesen,“ welches letztere bestritten werden muß: ein guter Thee, den J. P. wohl kaum genannt hat, wirkt eben so angenehm und belebend wie ein guter Kaffee!

Die Frucht des Kaffeebaumes, der bis 6 Meter hoch werden kann und große dunkelgrüne, glänzende Blätter besitzt, ist eine Beere, unserer Kirche vergleichbar, nur mit dem Unterschiede, daß der Stein der Kaffeebeere sich in zwei Theile spaltet, während er in der Kirche untheilbar ist, und man benützt in Arabien, dem Vaterlande unseres Baumes,*) noch heute diese fleischige Hülle, indem man sie trocknet, braun röstet und zu Pulver stampft, das man in kochendes Wasser schüttet und dadurch den Café à la Sultane (Sultankaffee, Salka oder Salabi bei den Türken, Kischer bei den Arabern, Cavé bei den Aegyptern) erhält.

Aber selbst in Arabien trinkt man Kaffee erst seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Man erzählt sich dort, daß der Prior eines arabischen oder persischen Klosters durch seinen Hirten erfahren habe, die Ziegen hätten nach dem Genuße solcher Beeren die ganze Nacht hindurch tonische Vochsprünge gemacht, und danach soll er, um seine Mönche oder Dervische für die nächtlichen Andachtsübungen wach zu erhalten, den Kaffee bereitet und ihnen zum Trinken gegeben haben.

Der Kaffee hatte im Anfang schwere Kämpfe gegen religiöse Lehren der Mohamedaner, gegen ärztliche Quacksalbereien und gegen Vorurtheile und Lugusgehe der für das Wohl der Völker besorgten Regierungen durchzumachen; trotzdem entstand 1554 das erste Kaffeehaus in Constantinopel; 1596 wurden Früchte an Charles de l'Écluse (Clusius), den Professor der Botanik in Leyden geschickt; 1615 wurde ein Kaffeehaus in Venedig, 1632 eines in London, 1657 das erste in Paris und 1696 eines in Nürnberg errichtet. Und wenn auch die Dorfschulzen in Norddeutschland die Kaffeekessel wegnehmen mußten, wo sie solche fanden, und den Krämern auf dem Lande den Verkauf von Kaffeebohnen bei Strafe des Verlustes ihrer Concession verboten war — das Kaffeetrinken wurde dennoch allgemein, es ist ein unentbehrliches Bedürfnis geworden! Nur muß man die Surrogate weglassen und die Bohnen vor dem Rösten durch Abwaschen von allen ihnen anhaftenden Unreinigkeiten befreien.

Der Kaffeebaum mit seinen glänzenden Blättern und schönen weißen, wohlriechenden Blüten ist auch eine herrliche Zierde des Zimmergartens, dessen trodene Luft er besser verträgt als die meisten anderen Pflanzen; man kann ihn auch leicht selbst aus Samen ziehen, nur

*) Die Gelehrten behaupten heutigentags, daß der Kaffeebaum aus den abessinischen Landschaften Caffa und Enarica, zwischen dem 3. und 6. Grad n. Br. stamme, wo er auch jetzt gebaut und als Mokka-Kaffee in den Handel gebracht wird.

Eine originelle Volksbelustigung. Unter denjenigen Kurorten des Schwarzwaldes, welche alljährlich von Fremden in großer Zahl besucht werden, erfreut sich das malerisch in engem Thalgrunde zwischen steil ansteigenden, größtentheils mit dunklem Tannenwald bedeckten Höhen sich hinschleudende württembergische Bad Teinach weit hin einer hervorragenden Beliebtheit. Auch das württembergische Königshaus zeigte namentlich in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts eine specielle Vorliebe für das anmuthige stille Thal mit seinen heilkräftigen Quellen, und besonders war es die Königin Mathilde, eine geborene Prinzessin von England, welche in den Jahren 1818 — 1828 Teinach mehrere Male besuchte. Ihrer Anhänglichkeit an das Bad gab die hohe Frau in ihrem letzten Willen durch Stiftung eines Capitals Ausdruck, dessen Zinsen zum größten Theil zur Vertheilung an die Ortsarmen bestimmt sind, im Uebrigen aber zu einer von der Dorfbewohner alljährlich zu veranstaltenden Feier des Jacobi-Tages (23. Juli) verwendet werden. Dieses ländliche Fest, welches Fremde von nah und fern herbeizieht und nicht wenig zur Belustigung der gerade anwesenden Kurgäste beiträgt, beginnt nach einem in der Laube (Wandelbahn für die Trink-Kur bei ungünstiger Witterung) abgehaltenen Mahle mit einem Umzuge der Teilnehmer unter den fröhlichen Klängen ländlicher Musik, worauf ein Wettlaufen der Burtschen und Mädchen auf dem langgestreckten Plage zwischen dem alten Palais und dem Langbau folgt. Hieran schließt sich ein von 12—18 Ekeln ausgeführtes Wettrennen, bei welchem es an komischen Auftritten nicht fehlt, so daß die Zuschauer oft in die heiterste Stimmung versetzt werden. Die originellste Nummer des Programms ist aber bis zuletzt aufbewahrt: unter Schalmeyen-Klang beginnt nämlich jetzt der Hahnentanz. Zu diesem Zwecke ist in der Mitte des Plazes eine Stange von doppelter Manneshöhe aufgestellt, welche an ihrer Spitze in einem Käfig von hölzernem Gitterwerk einen Hahn trägt. Unterhalb der Spitze geht seitwärts ein hölzerner Arm ab, woran ein tellerförmiges Brettchen an vier Schnüren hängt. Auf dieses Brettchen wird ein mit Wasser gefülltes Glas gestellt und dann beginnt der Tanz der jungen Paare um die Stange, dessen Pausen mit der Erprobung der Geschicklichkeit der Bauernburtschen ausgefüllt werden. Den Burtschen ist nämlich die Aufgabe gestellt, auf ihre Tänzerin gestützt, sich einen Schwung nach oben zu geben und dabei mit dem Kopf von unten her das Brettchen zu treffen, so daß das Glas herunterfällt. Damit der Burtsche dabei einen besseren Halt habe, bückt sich das Mädchen und faßt ihn gleichzeitig an den Knieremen, wogegen er sich seinerseits bei dem Schwunge, den er sich nach oben giebt, auf die Schultern seiner Schönen stützt. Derjenige, dem dies zuerst dreimal hintereinander gelingt, gilt als Sieger und wird mit dem Hahn als dem ersten Preise belohnt, welchem noch andere Gaben, wie Taschentücher, Tabakspfeifen zc. beigelegt sind. Die übrigen Preise sind durch den Beweis hervorragender Geschicklichkeit im Erklimmen eines Kletterbaumes zu verdienen, welcher mit verschiedenen, dem jungen Volk erwünschten Gegenständen behängt ist. A. G.

Zu unseren Illustrationen.

Die Impfstube. Von Moys Gabl. Nächst Franz Defregger ist der nur zehn Jahre jüngere Genremaler Moys Gabl einer der berühmtesten von jenen Künstlern, welche in dem schönen Tyrol das Licht der Welt erblickten. Im Jahre 1862 in die Akademie zu München eintretend und zunächst bei dem durch seine ernste Richtung und religiöse tiefe Bedeutung erlangenden Historienmaler J. Schraudolph seine Studien machend und

dieselben bei dem vieles empfindenden trefflichen A. v. Ramberg fortsetzend, trat Gabl später, wie Gab. Maz, F. Malart, E. Grünner, F. Defregger und Ed. Kurzbaur, in das Atelier Karl v. Pilotys, unter dessen verständiger Leitung er erst seine volle Ausbildung und künstlerische Reife erlangte. In den Motiven seinem inzwischen durch die bekannten Gemälde „Joseph Spedbacher“ (1868) und noch mehr durch den „Ringkampf in Tyrol“ (1870) allgemeines Aufsehen erregenden Landsmann Defregger nachstrebend, entstanden in rascher Reihenfolge die Hauptbilder Gabls: „Haspinger, den Aufruhr predigend“ (1872), das in derselben Zeit wurzelnde Bild: „Die Rekrutenaushebung in Tyrol“ und ein die Kauflust der oberbayerischen männlichen Bevölkerung schildernde Darstellung, welche die Bezeichnung: „Hochwürden als Schiedsrichter“ führt, im Jahre 1877 entstand und sich aus seiner Ueberschrift ganz von selbst erklärt. Aber A. Gabl hat sich nicht allein in solchen Stoffen und die Sittenzustände Bayerns scharf bezeichnenden künstlerischen Arbeiten bewegt, sondern auch mit ebenso großer meisterhafter Technik einer Reihe harmloserer, nichts desto weniger seine Zeit trefflich charakterisirender Bilder geschaffen, die, wenn wir von Gabl auch sonst nichts befaßen, ihn doch als einen unserer ersten Sittenbildmaler erscheinen lassen müßten. Wir erwähnen von diesen nur das von uns reproducirte Bild: „Die Impfstube“, das bei vorzüglichster Lichtwirkung diesen nun auch in Bayern geforderten Vorgang in Gegenwart eines schon bejahrten Gemeindebeamten nicht aus dem Gedächtniß verliert und man unwillkürlich an die reizenden weiblichen Typen erinnert wird, welche uns Ed. Kurzbaur in mehreren seiner bekannten, die ländlichen Kreise zum Vorwurf habenden Gemälde vorführt. Moys Gabl steht keinem der lebenden Genremaler in der Lebendigkeit der Auffassung, in Echtheit der Wiedergabe volkstümlicher Stoffe in irgend etwas nach und ist nach unserer Meinung von allen der einzige, der berufen scheint, die von Defregger eingeschlagene nationale Richtung mit Erfolg weiter zu führen. s.

Heransforderung. Gemälde von K. Döry. Text von E. M. Vacano. „Du hast wieder eine Geschäftsreise zu machen, Sándor?“ fragte im eleganten Clublocale in der Waiznerstraße in Budapest ein Honvédoffizier seinen guten Freund Verba, als sie miteinander cigarrenrauchend in der tiefen Fensternische saßen. Der Honvédoffizier war braun, ausgetrocknet, der Civilist war wohlgefärbt und in der Fülle seiner Jugend und Kraft. Er hätte als antiker Herakles zum Modell dienen können — dabei aber war er mit seinen dunklen Haaren, dunklem Bärtchen und stolzblickenden auroreifarbenen Augen schön wie Adonis. Er war echt cavaliermäßig gekleidet und war auch chevaleresk in der vollsten Bedeutung des Wortes, wenn er auch ein eifriger Geschäftsmann war im Lederfache.

„Ja,“ sagte er, seine Cigarre abstreifend, „ich habe in Lederfachen zu reisen, und zwar in die wildeste, schönste und malerischste Gegend Ungarns, um den Theiß herum.“

„Eine reine Geschäftsreise muß doch sehr langweilig sein, Bruderherz,“ sagte der Honvédoffizier.

„Es kommt darauf an. Wenn ich in meinem eleganten Stadttanzuge fahre, mit der Gilet en coeur und Glacéhandschuhen, ist eine Reise in diesen Gegenden langweilig genug. Man wird überall mit Büdlingen empfangen, von den Kutschern in glänzende, gährende Hotels gefahren und — was das Schlimmste ist, hat kein einziges Liebesabenteuer. Und giebt es etwas Prächtigeres als ein Abenteuer? — Deshalb habe ich mich entschlossen, diesmal incognito zu reisen.“

„Unter einem anderen Namen, wie ein bourbonischer Prinz?“

„Nicht doch. Ich bleibe Werba Sándor mehr als je. Aber ich werde mich in das Costüm der Betsyären werfen. Gräfin Goyer behauptete neulich auf dem Costümfeste, es lasse mir ganz gut. — Nun denn. Als echter Sohn des Landes, als Gefährte, als Gleichgestellter all der rauhen Kerle dort und all der hübschen Dirnen wäre es doch verwünscht, wenn sich die lustige Frau Adventiüre nicht finden ließe von mir!“

„Nimm Dich in Acht, Frau Adventiüre ist auch gefährlich, Bruderherz!“

„Tant mieux!“ lachte Werba mit seinen schneeblißenden Zähnen und seine dunkeln Augen blißten. „Je les aime avent toutes autres, les liaisons dangereuses!“

Heiße, wie laut ging es zu dort im Schankzimmer einzamen Szánda auf der Pústa, während der endlose Regen draußen herniederplätschert.

Da sitzen sie, die reichen Schweinebeerden-Besitzer, die Magnaten des Borstenviehs, die Millionäre in Speck, die das ganze Esterháypalais austauschen könnten, und deren Anzug doch so abgeschabt und schäbig und plump ist, wie der der armen Betsyären und Szégyény-Végány's am andern Tische.

Und wer's am „reichen“ Tische am Höchsten gab? Natürlich der „silberne“ Toska und sein Vater, der alte Mészéry. War doch der Mészéry reich wie ein Fürst, und der silberne Toska hatte keinen Knopf an sich, welcher nicht wirklich von Silber war. Und es war also kein Wunder, wenn Toska der hochmüthig-verwöhnteste Bursche von der Welt war und meinte, alle Mädchen müßten ihm zu Willen sein.

An der schwarzäugigen Kosa, der Tochter des Wirthes hatte er schon gar nie gezwiefelt. Schon deshalb, weil sie das einzige Mädel war, das auch er lieb hatte.

Aber es war merkwürdig. Der fremde Betsyär, der am Tische der Armen saß (er hatte sich, als der Regen ihn hereintrieb, eben an den ersten, besten Platz gesetzt), hatte wie ein Zauber auf die schwarze Kosa gewirkt. Sie stand neben ihm und lachte mit allen ihren Zähnen, und der Fremde lachte mit allen seinen Zähnen, und seine blißenden Augen ruhten auf ihren blißenden Augen, und diese beiden schönen Menschenkinder schienen einig zu sein; daß sie zu einander gehörten.

Und wie die Kosa um neuen Rothwein hinausging, da schlich ihr der silberne Toska nach und faßte sie draußen so heftig am Arm, daß seine Finger weiß in der goldigen Haut zurückblieben. „Was hast Du mit dem fremden Kerl?“ fragte der silberne Toska das Mädel. Sie schaute ihn trotzig an — heute zum erstenmal im Leben, und er fühlte, daß er ihr Herz verloren hatte — an ihn, unwiederbringlich. Das brachte ihn in Wuth. „Wilst Du reden?“ knirschte er.

„Nein,“ sagte sie wild. „Was geht's Dich an? Bin ich etwa Deine Geliebte, silber Toska? Ich habe Dir keine Rechenschaft zu geben. Und wenn Du mich fragst, ob ich Dich mag, so sage ich Nein! Und wenn Du mich fragst, ob mir der Fremde gefällt, so sage ich Ja! — Und wenn Dich das ärgert, dann mach's mit ihm aus — aber ich möchte Dir's nicht rathen! Denn der Fremde hat Glieder wie ein Kiesel! Und Du hast nicht allzubviel Courage!“ Sie lachte.

Toska warf ihr einen höhnischen Blick zu. „Meinst Du? Aber vor dem fürchte ich mich nicht! — Denn das ist ein Stadtherr!“

Kosa schaute ihn erschreckt an. Dann warf sie das Haupt zurück — „Du bist ein Narr,“ sagte sie. „Siehst er aus, wie ein Stadtherr?“

„Oh,“ höhnte Toska, „er ist freilich ganz so angezogen, wie ein Betsyär — aber, ha, ha, Du hast wohl nur auf sein schönes Gesicht geschaut! Er hat keine goldene Manschettenknöpfe unter dem Betsyärenhemde, und als er eintrat, schaute er auf eine kleine goldene Uhr, die er freilich gleich wieder versteckte. Ein vornehmer Stadtherr ist's, sage ich Dir — und an den traue ich mich schon, denn das sind zimperliche Kerle und feige Memmen! Und der hat sich nur verkleidet, um ein paar dumme Mädel hinter's Licht zu führen — aber das soll ihm übel bekommen!“

Kosa war sehr bleich geworden — so bleich, als ihr braunes Gesicht werden konnte. Und wie Toska in die Stube zurückging, folgte sie ihm mit einem düstern Ausdruck in den dunkeln Augen! „Einen Spaß treiben wollte er nur . . . und ein Stadtherr ist er,“ leuchte sie, und drückte die Hand auf die Brust.

Und drinnen ließ sich Toska wieder am „Honorationentische“ nieder und schüttete Wein und Schnaps in die Kechle, und fing an laut zu lachen und den Fremden am andern Tische höhnisch anzustarren, und erzählte nach ihm hin von „seinen Stadtherrn, die sich als Betsyären verkleideten und auf's Land gingen, um brave Mädel zum Narren zu haben und . . .“

Pföflich schwiieg er verwirrt. Denn der fremde Betsyär war aufgesprungen, stand hinter seinem Stuhle, zeigte dem silbernen Toska herausfordernd die Fäuste und rief mit donnernder Stimme: „Meinst Du mich?“

Toska stotterte verwirrt ein paar entschuldigende Worte, schielte ängstlich auf die wuchtigen Glieder des Fremden und wollte sich ducken. Aber während die Uebrigen lachten, lachten, flüsteren, zur Versöhnung riefen, schimpften oder höhnten, hatte der Fremde den silbernen Toska bereits am Kragen ergriffen und in die Mitte des Zimmers gezogen, und fiel dort über ihn her.

Bald darauf hinte der silberne Toska voll Beulen aus der Karischna, geführt von seinem lamentirenden Vater. Der echte Wuth und die Kraft stößen stets Liebe und Bewunderung ein, und die rohen Leute alle in der Stube riefen dem Sieger ein Eisen zu.

Werba aber grüßte Alle, trank seinen Wein aus und ging fort — der Regen hatte einem tiefgoldigen Abendglanze Platz gemacht. Die Pústa lag da wie ein Meer von Blut.

Draußen stand Kosa. Werba lächelte sie an mit allen seinen Zähnen und reichte ihr die Hand. Sie gab ihm aber nur widerstrebend die Ohrige. Und sie lächelte nicht mehr.

„Run, Kosa? Bist Du böse auf mich?“ sagte er herzlich.

Sie schüttelte traurig das Haupt. „Nein,“ sagte sie.

„Ich gehe fort. Wilst Du mir zum Abschied nicht den Kuß geben, den Du mir da drin versprochen hast?“

Sie schaute ihn an. Mit einem so unbeschreiblichen Blicke, in dem ein so tiefer Vorwurf lag, und — noch Etwas.

„Ihr seid ein vornehmer Herr,“ sagte sie. Sonst sagte sie nichts. Aber ihre Augen füllten sich mit Thränen.

Er wußte Alles. Er wußte, daß sie ihn liebe.

Und wie eine tiefe Reue und wie ein tiefes Mitleid zog es in sein Herz um das arme Mädelchen. Er hätte sie auf die vollen Lippen küssen können, sie hätte's wohl nimmer geweht. Aber er neigte sich nur über ihre schöne braune Stirn und hauchte einen Kuß auf dieselbe — so leicht und keusch, wie die Berührung eines Vogelfittigs.

„Leb' wohl,“ sagte er leise und ging.

Sie schaute ihm nach, bis er nur noch ein ganz kleiner Punkt war auf der unermeßlichen Pústa, die jetzt so lieblich leuchtete, wie ein Meer von Rosen.

Als Werba nach Budapest heimkam, fragte ihn sein guter Freund, der Honvéd.

„Die Gräfin Jzka hat schon zehnmal nach Dir gefragt. Du mußt uns Alles erzählen. Hast Du ein Abenteuer gefunden, Bruder?“

„Nein,“ sagte Werba kurz. „Es war die langweiligste Fahrt in meinem Leben. Ich reise niemals mehr als — Bethár. Die Tracht ist verwünscht heiß.“

Der Spion. Nach dem Gemälde von Max Kaifer. Photographie-Verlag der Photographischen Union in München. In finsterner, grauer Schneenacht hatte man ihn Einlaß gewährt, als er jammernd am Burghore um Hilfe suchte; man möge ihm um Gottes Gnade willen öffnen, er sei ein Diener des Herrn, ein sterbender Mann. Die Zugbrücke fiel, und vor dem Schloßhauptmann stand, vom Licht der Fackeln beleuchtet, ein Greis im härenen Gewand, einen Strick um den Leib, das von weißem Bart umrahmte Gesicht beschattet von der niederhängenden Kapuze. Der Befehlshaber der Burg hatte Mitleid mit dem Alten, er wies ihm die Behausung des Thürmers an, welcher neuerdings einer Falconetkugel zum Opfer gefallen war, als er Ausguck nach dem Feinde hielt, dessen Haufen den festen Platz jetzt umschlossen hielten.

Es war im dreißigjährigen Krieg. Die Besatzung bestand aus Kaiserlichen, der Schwede lag vor der Burg. Aber auch ihm, dem Bewohner des Nordens, ward der Winter mit seinem Schnee und Eis zu hart; er zog seine Schaaren nach den umliegenden Dörfern zurück, deren Hütten er gegen seine sonstige Gewohnheit stehen gelassen hatte, damit er nicht ganz des Obdachs in der harten Jahreszeit entbehre. In dieser Zeit war es, wo der Alte in Gnaden aufgenommen ward: erzählte er doch, wie grausam er als Priester der katholischen Kirche von den Schweden behandelt, die ihm ihr bekanntes Tränkelein verabfolgt und ihn danach für tot in der Haide liegen gelassen hatten, ein Fraß für Wölfe und Geier. Und die wüsten, zerwetterten Kriegsgefahren ballten dräuend die Faust ob der Beschimpfung, die einem Diener des Herrn widerfahren und danach — beichteten sie ihm ihre Sünden, weil sie alle manch artig Stüdelein auf ihrem Kerkholz trugen, von dem sie hofften, daß es nunmehr Gnade vor dem Auge des höchsten Richters finden werde; wußten sie doch, daß der Tod ihnen sicher, wenn der Schwede erst die festen Mauern gebrochen.

Und die Zeit mußte bald erfüllt sein, da das geschah. War auch das Fußvolk nach den Dörfern zurückgezogen, so blieben die Stücknechte doch in den Batterien und ließen nicht nach — so Tag wie Nacht — zum Unwetter in der Natur den Haß zu blasen. Bum — bum! — Und die viel Fuß dicken Mauern bröckelten und barsten und stürzten endlich zusammen, den tiefen Graben fast zum Rande füllend. Am Abend war's, da das geschah. Hätte der Schwede gewußt, wie es um die Feste stand, so war es schon jetzt um sie geschehen; aber der Himmel war den Kaiserlichen gnädig, er senkte die Schatten des Abends rechtzeitig hernieder und hüllte Mauer und Thurm darin, daß der Feind seinen Erfolg nicht ahnte.

Die Bresche mußte ausgefüllt, der Graben sturmfrei gemacht werden. Alle Mann waren bei der Arbeit; kein Commandowort, kein Ruf, kein Laut, nur das dumpfe Schlagen der Hacken und Schaufeln, das Fallen der Steine und Mauerreste tönte durch die stille, eisig kalte Nacht. Da — was war das? Aller Augen wandten sich empor, nach dem Thurm, nach dem Ausguck des Thürmers, wo jetzt der alte Mönch hauste: der Schein eines Lichts strahlte von dorthin hell in das Dunkel, er mußte weit hin, bis zu den Batterien der Schweden sichtbar sein. Verrath! Durch Aller Hirn zuckte ein Gedanke, über Aller Lippen tönte das eine Wort. Und dann stob die

Schaar auseinander, Jeder auf seinen Posten, und als die Schweden wenige Minuten nachher die Bresche ersteigen wollten, da brüllten ihnen die Feuerschünde entgegen, daß sie mit blutigen Köpfen wieder heimziehen mußten, woher sie gekommen.

Die augenblickliche Gefahr war beseitigt, die Zerstörungen, welche die feindlichen Kugeln angerichtet, vorderhand wieder ausgebessert. In dem Hintergrunde des kugelsicheren Kellers zechen die Kriegsknechte und feiern den eben erkochenen Sieg beim Wein, mit dem sie ob ihrer Tapferkeit belohnt worden. Im Vordergrund um den eigenen Tisch sitzen die Offiziere, an ihrer Spitze der Schloßhauptmann. Und vor ihm kniet der Greis im härenen Gewand, dem er einst aus Mitleid das Thor der Burg geöffnet. Es ist der Spion, der Verräther. Wie das Licht vom Thurm herniederleuchtete, sind der Fähnrich und ein Hellebardier die Ersten oben gewesen, die verrätherische Leuchte zu verlöschen; bei ihr fanden sie den Mann Gottes.

Und der Hauptmann blickt spöttisch lächelnd auf den alten Sünder nieder, und die alten Kriegsknechte um ihn thun desgleichen.

„Heut beichte Du, wie wir es Dir sonst gethan! Deine Absolution ist — der Strang. In meiner Hand hier ruht der Spruch des Kriegsgerichts; Du bist ein todtler Mann.“ — F.

Eine Liebesgeschichte. Nach dem Gemälde von Carl Vos. Es ist so heimlich und traut in dem einfachen schlichten Heim, denn auf die beiden Leutchen darin fällt nicht allein der tede Sonnenschein durch die vielen kleinen Bugenscheiben, nein er lebt und weht auch in Weider Herzen den Glorienschein der Liebe und das gibt eine schöne Harmonie der Stimmungen und der Seelen. So eben hat Thnen der Kaffee recht gemundet und er sich seine Thonpfeife angezündet. Beim Rauchen kommen aber rasch die lieben losen Gedanken, zumal in der Nähe solch' eines reizenden kleinen Frauchen, die sich in naiver Harmlosigkeit gemüthlich auf den Kaffeetisch gesetzt und zu dem großen Folianten hinüberlugend auch jedes Wort aufzufangen, das er ihr vorliest. Es fesselt sie die kleine Geschichte — ist es doch eine Liebesgeschichte und ach von Liebe, die so reich ihr eigenes Herz erfüllt, hört sie so gern etwas, da läßt es sich dann so hübsch hinein denken, alles mit erleben und Scene für Scene prägt sich ihr lebhaft ein. — Und Er, er liest zwar emsig fort, aber sollte er nicht heimlich nach dem lieben Weibchen blicken, um still in ihren Zügen die Glückseligkeit der eigenen Liebe zu lesen? Gewiß er wird es sicher gethan haben, und dann zum Schluß hat er den alten Folianten zusammengeklappt und gesagt: Ja, schön war's, aber Herz-Weiber! die Wirklichkeit ist mir lieber, und ein langer Kuß besiegelte die Liebesgeschichte. v. P.

Miscellen.

Merkwürdige Art einen Verstorbenen zu ehren. Von der nordholländischen, an der Zuyder See gelegenen Dittschast Enkhuyzen, welche einst in ihrer Blüthezeit als Hauptstätt der Häringfischerei 40,000 Einwohner zählte, meldet ein alter Bericht: „Allhier ist Wilhelm Bötzel begraben, der das Heering-Salzen erfunden, welchen der berühmte Römische Kaiser Carol V samt seiner Schwester Maria, Königin in Ungarn, persönlich besuchte, ihm vor seine Erfindung gedanket, und wie etliche wollen, später einen gesalznen Hering auf seinem Grabe gegessen; massen dieser Kaiser ein sonderlicher Liebhaber des Herings soll gewesen seyn.“ A. G.

* Für gute Jagdhunde werden nicht nur in unserer Zeit hohe Preise bezahlt, sondern sind es in früheren Zeiten nicht minder worden. So überlieferte im Jahre 1624 der Graf Schwarzenberg dem Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg das Bildniß eines Saupackers, für welchen der Eigentümer da er mit Geld nicht zu bezahlen sei, als Kaufpreis 50 Schock Baumstämme nach eigener Auswahl verlangte. Ein anderes Mal meldet Markgraf Sigismund demselben Kurfürsten, daß er zwei Windhunde hat laufen lassen, für welche er 8000 Reichsthaler bezahlt habe. — In diesen enormen Preisen muß man als Gegenstück die Ergiebigkeit der damaligen Jagden, namentlich in Ostpreußen, halten. So wurden beispielsweise 1612 bei einer Jagd des Kurfürsten Sigismund erlegt: 8 Auerhähnen, 45 Stück Gänzlichere, 10 Bären, 79 Wölfe, 11 Ueber, 32 Barden, 77 Frischlinge, 76 Hirsche (darunter ein Sechszwanziger) u. s. w. Eine solche Jagdbeute möchten heutzutage kaum die Urwälder oder Prairien Nord-Americas liefern.

Technisches.

Verbessertes Zweirad. Eine hübsche Verbesserung des zweiräderigen Velocipeds verdanken wir den Herren C. Dietrich in Holzwinden und D. Goldewe in Braunschweig. Sie beseitigt nämlich das schwierige Auf- und Absteigen wie das noch schwierigere Erhalten des Gleichgewichts des Fahrzeuges, und macht das Zweirad auf diese Weise dem Dreirad gleich, welches theurer ist, und einen größeren Kraftaufwand erfordert. Das neue Zweirad besteht aus zwei großen, auf einer Achse lagernden, also nebeneinander angeordneten Rädern. Die Achse gabelt sich in deren Nähe und bildet einen Rahmen, in welchem der Radfahrer im Sattel sitzt: Der Radfahrer macht mit den Füßen die üblichen Bewegungen und gleichzeitig mit den Händen eine Kurbelbewegung, womit er die Drehung der Räder bewirkt. Da die Räder von einander unabhängig sind, so ist das Befahren von Krümmungen sehr erleichtert. Das Fallen oder Umstürzen aber ist unmöglich, weil der Schwerpunkt stets unter der Achse liegt.

G. v. M.

Der Pariser Wassercircus. An der Seine wurde kürzlich ein Circus eingeweiht, welcher sich in einem Punkte von den bisherigen wesentlich unterscheidet. Die Bahn wird nämlich von Zeit zu Zeit unter Wasser gesetzt. Sie ruht zu diesem Zwecke auf Kolben, die ihrerseits in mit Wasser gefüllten Cylindern stehen. Läßt man das Wasser in den Cylindern ab, so senkt sich die Bahn und es tritt gleichzeitig durch Oeffnungen das Wasser eines unter der Bahn angeordneten mächtigen Bedens über dieselbe. Der bisher trockene Raum verwandelt sich auf diese Weise in einen kleinen See, auf welchem allerlei Spiele zum Besten gegeben werden. Sind diese beendet, so hebt man die Bahn wieder aus dem Wasser. Dieselbe ist natürlich nicht mit Sand, sondern mit einer 2000 Kilo wiegenden Esparto-Decke bedeckt, die mittelst besonderer Wagen vor dem Untertauchen aufgerollt und weggeschafft wird. Die Bahn wiegt 30,000 Kilo, während das Wasserbeden über derselben 1200 Kubikmeter Wasser faßt. Die Temperatur des Wassers wird stets auf 23 Grad erhalten.

G. v. M.

Eine Uhr ohne Zeiger. Dem Uebelstand abzuhelfen, daß das Ablesen der Angabe einer Uhr, zumal wenn es eine gewisse Genauigkeit gilt, eine ziemliche Auf-

merksamkeit erfordert — man muß nach zwei Zeigern hinsehen und die Minuten zählen — hat ein in Paris lebender Deutscher Namens Schwob eine Uhr erfunden, welche die Zeit direct in Zahlen ergiebt, und somit an die Umdrehungszähler der Dampfmaschinen erinnert. In das Zifferblatt sind zwei Oeffnungen angebracht, deren eine für die Stunden und die andere für die Minuten berechnet ist. In die erste Oeffnung erscheint nach je 60 Minuten eine Zahl, welche der Stunde entspricht, in die zweite nach je 60 Secunden eine bezw. zwei Zahlen, welche die Minuten angeben. Steht in der einen Oeffnung die Zahl 6 und in der andern die Zahl 28, so lehrt ein Blick, daß es 6 Uhr 28 Minuten geschlagen hat. Da das Erscheinen der Schilderchen mit den Zahlen jedesmal von einem knadenden Geräusch begleitet ist, so erleichtert diese Einrichtung auch das Abzählen der Minuten bedeutend, was für naturwissenschaftliche Beobachtungen von Werth ist. Es kann lediglich nach dem Gehör geschehen. Die Erfindung verdient entschieden eine weitere Verbreitung. Der Mechanismus ist nicht wesentlich complicirter als bei gewöhnlichen Uhren.

G. v. M.

Zahlenräthsel.

Von Eugen Willenius.

Folgende Zahlen sind in Buchstaben umzuwandeln, so daß man erhält für:

- 1) 23. 8. 6. 4. 8 eine bekannte Oper,
- 2) 12. 19 zwei Buchstaben,
- 3) 20. 14. 10. 14. 16. 13 eine sagenhafte Figur,
- 4) 11. 16. 11. 1. 5. 11 eine Gedichtart,
- 5) 3. 14. 17. 11. 1. 1. 11. 3 einen deutschen Schriftsteller,
- 6) 21. 11. 16. 11. 6. 8. 2. 9. 14. 17 einen homerischen Helden,
- 7) 14. 3. 16. 11. 8. 19. 17 eine Stadt in Frankreich,
- 8) 3. 14. 10. 11. 17. 4. 5. 11. 3. 3. 11 eine bekannte Persönlichkeit aus der französischen Revolutionszeit,
- 9) 21. 11. 9. 11. 3. 8. 19 eine Stadt in China.

Die Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben die Namen zweier berühmter Schachcapacitäten.

Auflösung folgt in Nr. 24.

Auflösung des Citatenräthfels aus Nr. 20.

„Des Menschen Seele gleicht dem Wasser.“

Anfang des Goethe'schen Gedichtes: „Der Gesang der Geister über den Wassern.“

Welt-Telephon.

A. G. in N. Leider nicht zu verwenden.

Frl. A. v. B. in A.

„Was die Schifung schickt, ertrage!“

„Wer ausharrt, wird gekrönt.“

ist aus „Die wiedergefundenen Söhne“ von Herber.

Stb. N. M. in L. Gravidiae ist eine alte Stadt in Strarien, die einst zum Gebiet von Tarquinii gehörte und 183 v. Chr. römische Colonie wurde.

M. v. N. in D. Der 1730 geborene Sir William Hamilton war ein berühmter Alterthumsforscher. Namentlich hat er sich sehr für die Kunde der alten Vasengemälde verdient gemacht.

Lotti in Hamburg. Man soll nie nach dem Lebensalter fragen, ist doch der Geist ewig jung! Auch durch Ihre Frage hat sich Jemand getroffen gefühlt, der, wie er selbst uns mittheilt, noch auf der Sonnenhöhe des Lebens sich befindet. Wandern Sie sich nicht, wenn daraus eine Geschichte entsteht: Woans mi dat in Hamburg gahn is.

Nachdruck verboten. — Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Verantwortl. Redakteur: Jesko von Puttkamer in Dresden. — Verlag des Universum (E. Friebe) in Dresden.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.